

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Der schrecklich nette Aussenminister

Didier Burkhalter: lächelnd in die Arme der EU. *Von Markus Schär*

Banga-Banga in Grenchen

Die Doppelherrschaft von SP-Stadtpräsident Boris Banga und seiner Ehefrau.
Von Christoph Landolt

Volkssport Seitensprung

Das Fremdgehen verliert seine Anruchigkeit.
Von Beatrice Schlag



Wir machen erfolgreich Schweizer Dorfladenpolitik.

Volg ist im Dorf daheim – jetzt auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten betreiben wir erfolgreich Schweizer Dorfladenpolitik und pflegen typisch schweizerische Werte. Mit ein Grund, warum immer mehr Kunden Volg wählen.

Volg. Im Dorf daheim.

Typisch
Schweiz
Typisch
Volg



Volg
frisch und fründlich

Intern

Doch, es gibt den Aussenminister der schweizerischen Eidgenossenschaft. Zwar schrieb ihn die *Basler Zeitung* kürzlich als vermisst aus. Aber Bundeshausredaktor Markus Schär sichtete Bundesrat Didier Burkhalter tatsächlich: nicht in Bern, da er sich den Journalisten wie auch den Parlamentariern gern entzieht, je-



Es gibt ihn: Aussenminister Burkhalter.

doch immerhin am 22. April in Luzern und am 23. April in Strassburg. Am Europa-Forum im KKL und zum 50-Jahre-Jubiläum des Beitritts der Schweiz zum Europarat hielt der Aussenminister grosse Reden – über weite Strecken mit demselben Text. Didier Burkhalter erklärte darin, was die Schweiz ausmacht und wie sie zu Europa steht. Wie, fragt unsere Titelseite, setzt er diese Einsichten in den Verhandlungen mit der EU um? Seite 24

Ergänzend zur Reise- und Recherchetätigkeit von Bundeshaus-Kollege Markus Schär machten sich Roger Köppel und Philipp Gut auf den Weg nach Solothurn. Der emeritierte Professor und Politologe Dieter Freiburghaus empfing die Journalisten bei sich zu Hause in seiner wundervollen Villa jenseits der Geleise im vermeintlichen Niemandsland gegenüber der barocken Altstadt. Bei ostfriesischem Schwarztee und frischgebackenen Gipfeli erklärte Freiburghaus, seit Jahrzehnten einer der profunden Kenner der Europapolitik, warum die Schweiz den Zutritt zum europäischen Binnenmarkt auf keinen Fall gefährden dürfe. Der Rückzug auf die alten Freihandelsabkommen wäre eine «Katastrophe» für die Schweiz. Während das Scheitern des bilateralen Wegs

für die EU nicht mehr wäre als eine kleine Erkältung, hätte es für die Schweizer Wirtschaft tödliche Folgen. Trotzdem rät der studierte Ökonom und Mathematiker zu mehr Gelassenheit. Von in Stein gemeisselten Schweizer Werten will er nichts wissen. Alles sei wandelbar, selbst die direkte Demokratie, so Freiburghaus. Seite 27

Film, Theater, Schriftstellerei – der Amerikaner Ethan Hawke besitzt so zahlreiche Talente, dass er seit Jahren zu den vielseitigsten Erscheinungen Hollywoods zählt, obwohl er nach eigener Auskunft eigentlich gar nicht so richtig dazugehören möchte. Unser Reporter Claas Relotius traf den 42-Jährigen in Berlin und begegnete dabei einem genauso ruhlosen wie nachdenklichen Mann, der gekommen war, um seinen neuen Film «Before Midnight» zu bewerben, und dann am liebsten über seine Distanz zur sogenannten Traumfabrik sprach. Ein Gespräch über schnellen Ruhm, falsche Entscheidungen und den Nutzen von Pfefferminztee – eingeleitet von sanften Pianoklängen in Moll, die Hawke am Flügel seiner Suite höchstselbst zum Besten gab. Seite 50

Schon lange war es nicht mehr so einfach, so viele Leute zum Reden zu bringen wie im Fall Banga. Im Umfeld des Grenchener Stadtpräsidenten und ehemaligen SP-Nationalrats sowie seiner Frau herrscht Wut: Lang ist die Liste jener, die angeben, selbst unter den Wutanfällen Boris Bangas zu leiden oder Attacken auf andere miterlebt zu haben. Öffentlich Stellung nehmen wollen aber die wenigsten. Sie fürchten die Macht ihres Stadtpräsidenten, die, wie Recherchen von Christoph Landolt zeigen, nicht nur auf die Mauern der Stadtverwaltung beschränkt ist. Seite 32

Ihre Weltwoche

Wann ist es Zeit
für eine Bank,
die Sie ein Leben
lang begleitet?

LGT. Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:
Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,
Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,
Andreas Kunz, Christoph Landolt,
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),
Florian Schwab, Lucien Scherrer,
Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Markus Gisler, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,
Deborah Neufeld, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Sacha Verna (New York),
Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),
Verena Tempelmann, Joël Hunn (Assistent)
Layout: Tobias Schär (Leitung),
Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (Leitung), Viola Antonovits,
Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),
Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger
Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)
Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),
Christine Lesnik (Leitung WW-Magazin),
Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,
info@adextra.ch
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,
Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



ROAMER

OF SWITZERLAND



Superior

since **125** 1888-2013
YEARS
Roamer of Switzerland

Roamer of Switzerland AG

Solothurn

Tel. 032 625 51 11

info@roamer.ch

www.roamer.ch

Baden: Schlatter Juwelen-Uhren. **Bern:** Loeb AG. **Genf:** Swiss Corner. **Interlaken:** Kirchhofer AG, Uhren-Bijouterie.

Lugano: Ermidio Rezzonico SA. **Luzern:** Casagrande & Co. / City Watch / Harry's Swiss Watch Center GmbH / Hofstetter & Berney AG, Watches Jewellery / Juwelia AG. **Zürich:** Affolter Max, Uhren-Bijouterie / Heinicke Max, Uhren-Bijouterie.

Was zählt

Die Schweiz war politisch stets ein Verfahren zur Bewältigung ihrer eigenen Armut.

Von Roger Köppel

Im Jahr 1968, als die Studentenunruhen über den Planeten und die grossen Städte des Westens brausten, als die Protestler in New York, Paris, Berlin und Zürich auf die Barrikaden stiegen – Fahnen mit Marx, Mao und Lenin schwenkend, die sozialistische Internationale singend – und die bürgerliche marktwirtschaftliche Ordnung über den Haufen werfen wollten: In diesem anekdotenreichen Jahr schrieb der frühere Chefredaktor der *Weltwoche* – Lorenz Stucki, Sohn des legendären Diplomaten Walter Stucki – ein Buch. Es trug den Titel «Das heimliche Imperium» und erzählte die bemerkenswerten Erfolgsgeschichte der Schweiz als Wirtschaftswunder an Eigeninitiative und Unternehmertum. Selten stellte sich ein Journalist so frontal gegen den Zeitgeist.

Von Natur aus arm, ohne Kolonien und Bodenschätze, ein Teil der bebaubaren Ackerfläche durch Berge versteckt, war diese Schweiz über Jahrhunderte hinweg ein Steinhaufen in der Mitte eines kriegerischen Kontinents und darüber hinaus eine Ansammlung von Sippen und Völkern, die in unterschiedlichen Sprachen aneinander vorbeiredeten. Die Schweiz war multikulti als Versuch, sich gegenseitig aus dem Weg zu gehen. Jahrhunderte später schrieb der Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt sinngemäss, dass die grösste Friedensleistung der Schweiz vor allem darin bestehe, dass alle ihre in unterschiedliche Sprachgruppen gegliederten Bewohner mit gepflegter Gleichgültigkeit aneinander vorbeileben. Die Schweiz gelingt, weil sich alle gegenseitig in Ruhe lassen. Integration als Kunst der Nicht-Integration.

Was waren die Gründe des Erfolgs? Es war die Armut. Ein armes Land kann sich weder einen teuren Staat noch eine kostspielige Politik leisten. Wer wenig hat, will das Wenige behalten und nicht gierigen Herrschern abliefern. Aus der Not folgt das Streben nach einer stabilen, sicheren Eigentumsordnung. Eine Rechtsordnung ist dann stabil, wenn man die Gesetze selber bestimmt und nicht fernen Fürstenhöfen überlässt. Aus der Armut folgte die Demokratie. Die Urschweiz ging aber noch weiter. Wer wirklich eine stabile Eigentumsordnung schaffen will, übernimmt neben der Verabschiedung auch die Umsetzung der Gesetze: So kam es zum Milizsystem. Die Schweiz wurde von Beginn weg so konstruiert, dass das Risiko, dass sich eine Speckschicht von Manda-



«Praxis des Entgegenkommens».

rinen und Profipolitikern über das arbeitende Volk legen könnte, einigermaßen gering blieb. Ganz verhindern liess es sich nicht.

Viele Zeitungsdebatten vermitteln ein völlig verqueres Bild. Obschon das Land immer sorgfältig auf die Bewahrung einer eigenen demokratischen Identität und Unabhängigkeit bedacht war bis zum bewaffneten Widerstand, blieb die Schweiz stets zur Weltoffenheit und Flexibilität verdammt. Bevor die Personenfreizügigkeit als Begriff modisch wurde, gab es sie schon. Weil es nicht für alle reichte, waren viele Schweizer bereits vor Jahrhunderten gezwungen, ihr Glück im Ausland zu suchen. Anders als Holländer oder Engländer jedoch, die sich ins gemachte Nest imperialer Infrastrukturen legen konnten, waren die Schweizer Auswanderer auf sich alleine gestellt. Einzelne von ihnen kamen als Unternehmensgründer und geniale Pioniere zu Ruhm und Reichtum. Die enorme «Freiheit der Leistung», die Stucki der Schweiz bescheinigt, bestand oft genug darin, dass die Schweizer jahrhundertlang untendurch mussten.

Man sollte sich bewusst sein, dass die Schweiz über den Grossteil ihrer Geschichte ein mausarmes Land war. Ihr institutioneller Aufbau – das, was wir heute Staat nennen – war nicht die geniale Schöpfung von Politologen und Philosophen. Die Ur-Eidgenossen hatten tatsächlich weder Perikles noch Montesquieu gelesen, wie Markus Somm kürzlich in der *Basler Zeitung* treffend formulierte. Die Schweiz entstand politisch als Verfahren zur Bewältigung ihrer eigenen Armut. Freiheit und Selbstverantwortung sind die anstrengenden Grundwerte eines Landes, das seinen Reichtum nicht einfach aus dem Boden pumpen kann, sondern jeden Franken durch Fleiss

und Tüchtigkeit «erkrampfen» muss. Ihre Verfassung ist die wichtigste Ressource der Schweiz. Sie ist erneuerbar, aber damit erst recht gefährdet. Das zu verstehen, fällt Generationen schwer, die die harte Arbeit ihrer Vorfahren heute als Überfluss ernten.

Die Schweiz läuft Gefahr, sich wie ein verwöhnter Erbe zu benehmen. Man verpulvert den Wohlstand, der einem in die Wiege gelegt wurde. Politiker und Bundesrichter wollen die Volksrechte einschränken, weil sie sich für weiser halten. Man lockert das Bankkundengeheimnis, vielleicht sogar im Inland. Neuerdings soll die Eidgenossenschaft, deren Ur-Gen die Unabhängigkeit ist, an die Gesetzgebungsfabriken der EU in Brüssel angedockt werden. Das alles mutet gespenstisch an vor dem Hintergrund der augenfälligen Niedergangstendenzen in Europa: Die Schweiz kam besser durch die Krise. Als einziges Land weltweit konnte sie ihre Schulden abbauen. Als Magnet der Zuwanderung bleibt sie attraktiv. Während die Schweiz ihre erstaunliche Krisenfestigkeit gerade wieder einmal drastisch vorführt, sind Teile ihrer politischen Elite beschäftigt, diese Schweiz den weniger erfolgreichen Nachbarn anzupassen und anzugleichen.

Eine so paradoxe Einstellung wirft grundsätzliche Fragen auf. Woran liegt dieses sogenannte Einknicken, diese Manie des Nachgebens, die von rechtsbürgerlichen Politikern mit der Moralkeule bereits zum «Landesverrat» hochgetrommelt wurde? Die polemische Überspitzung mag zur Aufrüttlung dienen, aber sie verkennt analytisch den Sachverhalt. Sobald sie ihre Interessen in Konflikten mit dem Ausland behaupten muss, krankt die Schweiz an einer Schwäche, die eigentlich auch eine Stärke ist. Die Schweiz ist als mehrsprachiges Land gleichsam genetisch weltoffen und sensibel für vielfältige Ansprüche. Wir sind ein Land der Bauern, der Industrie, aber auch der Dienstleister, der Bänkler, der Buchhalter, der Verkäufer und der Hoteliers. Nationen, die sich um eine homogene Landessprache gruppieren, neigen zur Abschottung. Bei der Schweiz ist es umgekehrt. Ihre Mehrsprachigkeit macht sie flexibel und globalisierungsfähig, aber auch verwundbar und anfällig dafür, über den Tisch gezogen zu werden.

Weil sie selber das Resultat unzähliger Kompromisse ist, steigt die Schweiz mit der zu Hause erfolgreich eingeübten Praxis des Entgegenkommens in die internationale Arena. Was dabei herauskommt, ist derzeit zu besichtigen. Wie muss man mit dieser Schwäche, die auch eine zutiefst schweizerische Stärke ist, am besten umgehen? Dazu mehr in einer der nächsten Kolumnen, die sich mit Konrad Stamms Buch über den für seine Verhandlungsstärke berühmten gewordenen Diplomaten Walter Stucki beschäftigen wird.



Volksrapper: Knackeboul. Seite 56



Ausverkauf: Ambühl, Widmer-Schlumpf. Seite 14



Fremdgehen ist kein Tabu mehr: Seite 38



Randale: Stockholmer Viertel Husby. Seite 44

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Wem gehört die Stadt?

11 **Im Auge** Alain Ducasse, Meisterkoch

12 **Fussball** Das deutsche Fussballwunder

12 **Frankreich** Widerstand gegen die gleichgeschlechtliche Ehe

13 **Personenkontrolle** Caroni, Stückelberger, Meyer, Kempf, Leuthard

13 **Nachruf** Catherine Gide, Schriftstellerin

14 **Zehnmal teurer als gedacht**

Die dramatischen Folgen der Globallösung mit den USA

16 **Die Deutschen** Neue Spannung

16 **Wirtschaft** Wirtschaft, stillgestanden!

17 **Ausland** Europa strategisch in der Klemme

18 **Mörgeli** Allzu Zahmes zum Unzähmbaren

18 **Bodenmann** Nur ein halber Baustopp

21 **Medien** Twitter, die angebliche Medienrevolution

21 **Gesellschaft** Frau im Film

22 **Darf man das / Leserbrief**

Hintergrund

24 **Der schrecklich nette Aussenminister**

Bundesrat Didier Burkhalter scheut die Konflikte

27 **«Sie idealisieren die Schweiz gewaltig»**

Braucht die Schweiz den europäischen Binnenmarkt?
Antworten von Europapolitik-Kenner Dieter Freiburghaus

30 **Ruhe nach dem Sturm**

Die Asylgesetzrevision zeigt bereits erste Wirkung

32 **Banga-Banga in Grenchen**

Die Macht von Stadtpräsident Boris Banga und Gattin Barbara

34 **Replik** Die Preisrede von Roger de Weck zeugt von Haltung

35 **Bern** Ein Polizist über die Gewaltorgie von letzter Woche

36 **Justin Timberlake kam gleich rüber**

IWC-Chef Georges Kern und die Filmstars in Cannes

38 **Volkssport Seitensprung**

Die Nachsicht gegenüber Affären nimmt zu

41 **Zeitgeschichte** *Weltwoche* von 1965

42 **Verkannt und verschmäht**

Immer wieder stossen geniale Forscher auf Ablehnung

44 **«Der beste islamische Staat»**

Das schwedische Multikulti-Modell ist gescheitert

46 **Mutter Courage**

Die Frau, die zwei islamistische Mörder nach der Tat stoppte

48 **Der nützliche Psychopath**

Der britische Forscher Kevin Dutton über Psychopathen, die der Menschheit dienen

“WELCOME TO MY WORLD”



Thom Richard ist einer der seltenen Piloten weltweit, die über das Talent, die Erfahrung und den Mut verfügen, an den berühmten Reno Air Races – dem schnellsten Motorsport schlechthin – das Finale zu bestreiten. Weniger als zehn Cracks sind zugelassen, mit 800 km/h, Flügel an Flügel, nur einige Meter über dem Boden, halsbrecherisch um den Sieg zu kämpfen. Für diese Aviatikelite konzipiert Breitling Chronografen, robuste, funktionale und superleistungsstarke Instrumente mit von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifizierten Werken. Willkommen in der Welt von Breitling.



CHRONOMAT 44





«Ich hatte nie Angst»: Schauspieler Hawke. Seite 50

Interview

50 «Das ist mehr als Träumerei»

Ethan Hawke gehört zu den profiliertesten Schauspielern Hollywoods – und fühlt sich im amerikanischen Kino trotzdem fremd

Stil & Kultur

54 Stil & Kultur Sebastião Salgado, Fotograf

56 Bestseller

56 Nur mal kurz die Welt retten

Der Mundartrapper und TV-Moderator Knackeboul reitet auf einer Erfolgswelle

58 Perfekte Fassade

This Brunner blickt hinter die Festivalkulisse von Cannes

60 Top 10

60 DVD 90 Jahre Warner Bros.

61 Jazz Keith Jarrett

62 Namen Ginny Litscher, Nadja Schildknecht, Silvia Affolter etc.

63 Hochzeit Corinne Flury und Willy Flury

63 Thiel Neosozialismus

64 Wein Domaine Grand Veneur: Blanc de Viognier 2011

64 Die Besten Kopfüber in die Blautöne

65 Auto Die «Autostadt» von Volkswagen

65 Zu Tisch Restaurant «Aqua», Wolfsburg

66 MvH trifft Elke Heidenreich, Literaturkritikerin

Autoren in dieser Ausgabe

Georges Kern



Der 48-jährige Topmanager leitet seit elf Jahren die erfolgreiche Uhrenmanufaktur IWC in Schaffhausen. Am Filmfestival von Cannes traf er als Gastgeber eines exklusiven Events die klingendsten Namen des internationalen Showbusiness. Sein Tagebuch lesen Sie auf Seite 36.

This Brunner



Der ehemalige Kinobetreiber gehört zu den weltweit bestvernetzten Film- und Kunstkennern und ist mit vielen Hollywood-Größen befreundet. Für die *Weltwoche* schreibt er über die Highlights am Filmfestival von Cannes, aber auch über die Abgründe hinter der glamourösen Fassade. Seite 58

Abonnenten profitieren.



Ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

*Entscheiden Sie
selbst, wann Sie
aussteigen möchten.
UBS Unternehmens-
nachfolge.*



**Jetzt die Zukunft Ihres Unternehmens
gestalten:** Telefon 0844 853 002 oder
www.ubs.com/unternehmensnachfolge

Nachfolgeplanung ist unser Handwerk seit 1862.

Mit UBS Unternehmensnachfolge unterstützen wir Sie neu mit einer noch breiteren Palette von Werkzeugen und Dienstleistungen.

Dazu zählt unter anderem die Bewertung Ihres Unternehmens oder die Hilfe bei der Nachfolgersuche – unabhängig von der Grösse Ihres Betriebs. Auf diese Weise vereinfachen wir Ihre Entscheidungsfindung wirksam. Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrung und unser grosses Know-how für eine familieninterne oder externe Nachfolge. Wir freuen uns auf ein persönliches Gespräch mit Ihnen.

Wir werden nicht ruhen





HOLIDAYS

*Wir bezahlen
deine Traumferien*



1. CHECK IN

auf 105.ch die Traumdestination auf der Weltkarte auswählen



2. BOARDING PASS

105 hören und den Boarding Pass sichern



3. TAKE OFF

Jede Woche Traumferien im Wert von CHF 10'000* gewinnen

WWW.105.CH



*WETTBEWERBSREGELN AUF 105.CH, LAUFZEIT „105 HOLIDAYS“ 20.05. – 14.06.2013

RADIO 105 EMPFÄNGST DU ÜBERALL AUF DAB+ UND IM KABELNETZ: Z.B. BS 103.9, BE 105.6, LU 101.7, SG 105.3, ZH 105.1 UND UKW 93.0FM

Berner Sitten

Von Lucien Scherrer — Linke Chaoten haben Bern verwüstet. Die rot-grüne Stadtregierung ist «enttäuscht» und will Facebook verklagen. Damit will man von der eigenen Politik ablenken.



Seltsames Gemisch: Randalierer in Bern.

Es ist gegen vier Uhr morgens, als der DJ vor der Berner Reitschule die Musik abdrehet und eine Audiobotschaft abspielt. «Heute tragen wir unsere Wut auf die Strasse», sagt ein junger Mann mit gepresster Stimme, «heute lassen wir uns nicht unterdrücken von Kapitalismus und Konsum...» Das Publikum, das eben noch friedlich getanzt hat, wird nervös: «Halt endlich die Fresse», ruft jemand, «wir wollen Musik!» Wenige hundert Meter entfernt, am Berner Hauptbahnhof, prügeln sich linke Chaoten, Hooligans und Randalierer mit der Polizei, zerstören Billettautomaten und schlagen Scheiben ein.

Die Demonstration «Tanz dich frei!», mit der Jugendliche für mehr Freiräume werben wollten, endet in einem seltsamen Gemisch aus Party und Gewaltorgie. Die Bilanz spricht für sich: Während 10 000 friedlich tanzen, schaffen es 70 Gewalttäter, 20 Polizisten zu verletzen und Sachschäden in der Höhe von mehreren hunderttausend Franken zu verursachen. Für den Gemeinderat, die Stadtberner Exekutive, ist das Ganze ein Desaster. Er hatte von einer Teilnahme an der Demonstration, die von anonymen Veranstaltern auf Facebook angekündigt worden war, zwar abgeraten. Aber obwohl damit zu rechnen war, dass gewaltbereite Linksaktivisten die Tanzdemo für ihre Zwecke missbrauchen könnten, wagte er es nicht, die Polizei von Anfang an gegen die

Chaoten vorgehen zu lassen. Stattdessen liess man sie gewähren, bis sie die Polizisten selbst angriffen – mit äusserster Brutalität. Statt Selbstkritik zu üben, ergeht sich der Gemeinderat in Selbstmitleid. Man habe doch alles getan, um einen «friedlichen Anlass» zu ermöglichen, jammerte Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP). Und Sicherheitsvorstand Reto Nause (CVP) kündigte an, dass man die Plattform Facebook verklagen werde, wenn sie es wagen sollte, die Personalien der anonymen Veranstalter nicht herauszurücken.

Ein unbeholfener Versuch, von der verfehlten Politik abzulenken. Denn das Problem sind nicht die Veranstalter, sondern «antifaschistische» und «antikapitalistische» Gewalttäter, die der Stadt seit Jahren auf der Nase herumtanzen. Seit der bei den Linken verhasste «Hardliner» Kurt Wasserfallen (FDP) 2003 als Polizeichef weggeputzt wurde, verfolgt der Gemeinderat eine Politik der «Deeskalation» und der Toleranz. Überwachungskameras in der Innenstadt? Will man lieber nicht. Vermummungsverbot? Existiert, wird aber nicht umgesetzt. Chaoten aller Art freut's: Bereits 2007 konnten sie ungehindert wüten, als die SVP in Bern eine Wahlveranstaltung durchführen wollte.

Die Angst, ein «Hardliner» zu sein

Das Paradebeispiel für die Berner Laxheit ist jedoch die Reitschule. Das alternative Kulturzentrum beim Bahnhof dient gewalttätigen Demonstranten – etwa den Teilnehmern der «antifaschistischen Abendspaziergänge» – seit Jahren als sichere Burg, wenn sie wieder einmal vor dem «repressiven» Arm des Staates flüchten müssen. Die Polizei wagt sich kaum noch rein. Erstens darf sie in der Reitschule ungestraft attackiert werden, und zweitens hat sie von der Politik ohnehin keine Rückenbedeckung zu erwarten. Denn die Reitschule besitzt für das alternative, rot-grüne Bern eine derartige Symbolkraft, dass kaum jemand es wagt, ein härteres Vorgehen zu fordern (abgesehen von bürgerlichen «Hardlinern», die ohnehin keine Wahlchancen haben).

In diesem Klima dürfen Extremisten darauf zählen, stillschweigend geduldet zu werden. Das zeigt sich auch am Samstagabend: Zwar nervt sich das Partyvolk über antikapitalistische Botschaften, aber von den Gewalttätern distanzieren will sich niemand. Man lässt sie gewähren, wie das halt so üblich ist.

Mehr zum Thema: Seite 35

Pommes frites



Alain Ducasse, Meisterkoch.

George Bush sen. scherzte mit gespielter Panik, er sei nur Präsident der USA geworden, damit er nie mehr Broccoli essen müsse. Und sprach den ungezählten Opfern von frühkindlichen Ess-Traumata, all den Spinatgeschädigten und Johannisbeerverächtern («Iss das! Es macht dich gross und stark!»), aus Herz und Magen. Sie alle haben endlich einen sachverständigen Anwalt und Problemerkklärer gefunden. Der höchstdekorierte Meisterkoch Alain Ducasse, Träger von aktuell weltweit gestreuten 21 Michelin-Sternen, kommt klipp und klar zum Schluss: «Es gibt keinen Geschmack, der Kindern nicht gefällt.» Schuld an den würgenden Abstossreaktionen des Kleinkindes sind, demzufolge, die Eltern. Alain Ducasse, 56, schrieb als Vater die *éducation culinaire* seines jetzt viereinhalbjährigen Sohnes in einem Rezeptbuch für Kinder nieder, Hand in Hand mit einer Diätberaterin, unter dem schlichten Titel: «Ducasse bébé».

Schon mit zwei Jahren könne ein Baby alles essen, sagt Ducasse. «Es speichert die Geschmackseindrücke, besonders die wohl-schmeckenden von natürlichen Produkten, auch von Gemüse.» Man müsse das Grünzeug zuerst in Kleinstdosen verfüttern. Erst der Zwang wecke Widerstand. All die Fertigprodukte hingegen zerstörten die Wahrnehmung von Natur, ihnen fehle «das Aroma der Liebe». Ducasse der Ältere wuchs in Castelsarrasin auf im Südwesten Frankreichs, mit Gemüse und Gewürzen aus dem eigenen Garten, Pilzen aus dem Wald und frischen Fischen aus der Garonne. Fleisch kam einmal im Monat auf den Familientisch. So entwickelte er sein absolutes Geschmacksgefühl. Der Sohn ist schon auf dem Weg dazu. «Er isst nicht einfach Schokolade», sagt der Papa, «nie Milkschokolade, nur die bittere dunkle, die nach Kakao riecht.» Eine Kochschule für Kinder hat Ducasse auch schon eingerichtet. Er residiert steuersparend in Monte-Carlo und ist mittlerweile monegasischer Staatsbürger, aber kein Rabenvater. «In den Ferien», gesteht er, «isst jeder, was er will, und der Kleine bestellt dann Pommes frites.» Peter Hartmann

Gesund-Robben

Von Peter Hartmann — Der grosse Wettbewerbsvorteil des deutschen Fussballs.

Das deutsche Fussballwunder lebt. Die Stadien sind voll, die Klubs verdienen Geld. Heuschrecken, Oligarchen und die Scheichs aus dem Morgenland werden ferngehalten. Und Bayern München schlug Borussia Dortmund im deutsch-deutschen Endspiel der Champions League 2:1. Die Nachwuchsarbeit ist beispielhaft. Aber am Ende schossen der Holländer Arjen Robben, 29, auf Vorlage des Franzosen Franck Ribéry, 30, und der Kroatie Mario Mandžukić, 27, auf Pass Robbens die Bayern-Tore.

Ausgerechnet Robben, der Seltsame. In den Medien hat er keine Sympathisanten, in der Mannschaft kaum Freunde. Den Torjubel zog er als «Rühmichnichtan» allein gegen die ganze Welt durch. Er gilt als rücksichtsloser Egomane, als neurotisches Zirkuspferd, das stets die gleichen Nummern vortänzelt. Er schwankt zwischen sterbendem Schwan und schwerer verletzt, und obwohl sein Körper wie eine gespannte Feder wirkt, gilt er als der «Glasmann» mit einer schier endlosen Liste von Verletzungen: Rückenschäden, Mittelfussbrüche, das Knie, Waden, weiche Leiste, ein ewiger Patient im Kabinett des Bayern-Medizinmanns Müller-Wohlfahrt. Aber er steht immer wieder auf, bewundernswert.

Franck Ribéry, der leichtfüssige *dribblomane*, der aussieht wie ein Nachtvogel aus einem Film noir der fünfziger Jahre, brillierte drei Saisons hintereinander als der effizienteste Passgeber der Bundesliga und markierte 53 Tore in 156 Einsätzen. Dieses Deutschland-Wunder hat auch strukturelle Gründe. In den drei Jahren bei Chelsea spielte Robben nur 67-mal und erzielte 15 Tore, in zwei Jahren bei Real Madrid kam er 50-mal auf den Platz und traf 11-mal. Im Münchner Dress verbesserte sich seine Bilanz sprunghaft: 45 Tore in 78 Spielen seit 2009.

Deutscher Fussball als Gesundbrunnen: Die Bundesliga macht im Winter einen vollen Monat Pause. Erholungsphase und konditioneller Neuaufbau bedeuten einen unschätzbaren Wettbewerbsvorteil der deutschen Klubs auch in der Champions League. Die Mannschaften der Premier League, die Italiener, die Spanier, die Franzosen schleichen im Frühjahr, wenn es um die Pokale geht, auf den Knien über den Platz. Zumal die Bundesliga nur 18 Teilnehmer zählt, die andern Meisterschaften 20. Hinzu kommt der rücksichtslose Verschleiss durch die Länderspielertermine der Fifa und der Uefa – aus purem Konkurrenzdenken, denn es ist ein offenes Geheimnis, dass die Topklubs weit besseren Fussball spielen als die Nationalmannschaften.

Die Wächter

Von Hansrudolf Kamer — Das Gesetz über die gleichgeschlechtliche Ehe hat in der Grande Nation ungewöhnlich starken Widerstand hervorgerufen. Wer steckt hinter dieser neuen Bürgerbewegung?

Nach einer rauen öffentlichen Debatte über Monate hat Frankreich nun ein Gesetz über die gleichgeschlechtliche Ehe – das 14. Land global, das 9. in Europa. Was als allgemeiner gesellschaftlicher Wandel unausweichlich scheint, hat in der Grande Nation ungewöhnlich starken Widerstand hervorgerufen.

Das Gesetzesprojekt war ein Wahlkampfversprechen der Sozialisten. Es lässt sich kaum von den übrigen politischen Grabenkämpfen trennen. Doch Präsident Hollande hätte sich den Konflikt sparen können. Präsidiale Statur hat er mit der sturen Parforce-Tour nicht erhalten.

Frankreich ist ein gesellschaftlich und politisch verunsichertes Land, das zwar über eine durchaus intakte Identität verfügt. Doch bei Kontroversen über Wertvorstellungen ist die Nation oft tief gespalten – vergleichbar mit der jahrzehntelangen Auseinandersetzung über die Abtreibung in den USA.

Wer Protest und Demo sieht und auf Frankreich blickt, denkt an den Mai 1968. Er vergisst dabei, dass seither mehr als vier Jahrzehnte vergangen sind. Jene Gegner der Homo-Ehe, die sich jeweils vor dem Invalidendom in Paris versammelten und dies auch in Nantes oder Toulouse oder Lyon taten, sind nicht verkrustete Reaktionäre, die die Welt nicht mehr verstehen. Es sind junge Franzosen unter Dreissig.

Es scheint, dass eine neue Generation, die durch öffentliches Engagement bisher nicht aufgefallen ist, die Bühne betritt.

Sie sind keine Krawallanten, sondern «Wächter», wie sie sich nennen, Teil der grossen Bürgerbewegung «Demo für alle», die im Protest gegen die Homo-Ehe spontan entstanden ist. Nicht alle, wohl aber die Jungen unter ihnen, sind friedlich und zivilisiert. Sie sitzen oft still und schweigend vor der grossen Fassade, hinter der sich der Sarkophag Napoleons befindet. Ihr Antrieb ist konservativ. Ihnen geht es um die Bewahrung christlich-abendländischer Tugenden.

Ihre Helden sind Nelson Mandela, Winston Churchill, Gandhi, und sie träumen von gewaltfreiem Widerstand und erneuerten demokratischen Rechten. Junge Katholiken und bewegte Idealisten, die sich als Teil einer grösseren «sinngebenden» Bewegung fühlen. Sie wenden sich gegen die gesellschaftlichen Auswirkungen des 68er Protestes. Scheidungskinder, die das nicht hatten, wofür sie jetzt eintreten.

Anders als die Tea Party

Umfragen zeigten recht bald, dass eine Mehrheit der Franzosen für die gleichgeschlechtliche Ehe ist – aus Gründen der Gleichberechtigung und wegen der Regelung von Erbschaftsfragen. Das Recht auf die Adoption von Kindern (die das Gesetz erlaubt) wird eher negativ beurteilt.

Der Bürgeraufstand gegen die Homo-Ehe ist keine Tea Party. Diese hat ein einziges grosses und säkulares Anliegen, nämlich, die progressive Expansion des Staates in alle Lebensbereiche zu stoppen. Sie vereint in sich libertäre, föderalistische und republikanische Überzeugungen. Die französische Bewegung dagegen ist kaum der klassischen Politik verpflichtet.

Deshalb wird die grosse Politik den Protest schliesslich absorbieren. Die Parteien rechts von der Mitte, die UMP und der Front national, bemühen sich zwar um das Wählerpotenzial. Der UMP-Generalsekretär Copé stellte gar in Aussicht, dass nach einem Regierungswechsel spätestens 2017 eine bürgerliche Regierung das Gesetz entsorgen werde.

Doch die Bürgerlichen haben mit der desolaten Wirtschaftslage genügend Wahlmunition. Sie brauchen dieses Konfliktfeld nicht. Die meisten Franzosen neigen zur Auffassung, dass man die ganze Auseinandersetzung hinter sich lassen soll. Das Gesetz sei eine Realität. Man könne mit ihm leben.



Tiefgespalten: Proteste gegen die Homo-Ehe.

Personenkontrolle

Caroni, Stückelberger, Meyer, Kempf, Leuthard

Wie beeinflussen die Lobbyisten das Parlament? Das fragte die Schweizerische Gesellschaft für Gesetzgebung an ihrer Jahrestagung. Nationalrat **Andrea Caroni** (FDP) gab sich selbstkritisch: «Wir sind die Schlepperbande», sagte er, weil jeder Parlamentarier zwei Zutrittsbadges vergeben und damit Lobbyisten in die Wandelhalle einschleusen kann. Statt dieses «Badge-Basars» fordert der Appenzeller Jung-Nationalrat eine Akkreditierung. Nicht im Zaum halten kann er damit allerdings die einflussreichste Lobby: die Bundesverwaltung. Wie sie wirkt, verrät **Ueli Stückelberger**, der Direktor des Verbands öffentlicher Verkehr.



«Schlepperbande»: FDP-Nationalrat Caroni.

«Die Verwaltung holt sich den Auftrag, den sie möchte, vom Bundesrat», sagte er. Und im Parlament – wo nicht einmal ein Drittel der Kommissionsmitglieder die Botschaften lese – sorgte sie danach mit dem Verfassen von Anträgen und dem Bearbeiten der Meinungsmacher dafür, dass ihr Wille geschehe. Der Mann weiss, wie es läuft: Er war zuvor Chef der Abteilung Politik im Bundesamt für Verkehr. (sär)

Wer ausser Scientology kündigt einen solchen Vortrag an: «Energiekrise, Finanzkrise, Klimakrise – wie wir drei Krisen mit einer Klappe schlagen können»? (Da fehlt nur noch das Goldmachen.) Es ist **Martin Meyer**, der distinguierte Feuilletonchef der NZZ. Er lädt als Präsident des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung immer wieder renommierte Persönlichkeiten für Referate an der Uni Zürich ein, so jetzt eben **Claudia Kempf**, Professorin an der privaten Hertie School of Governance in Berlin. Die erste Deutsche, die eine Professur ohne Habilitation bekam, genießt allerdings in ihrer Heimat ein Renommee der eigenen Art: Sie löst die Probleme der Welt, indem sie auch von Wikipedia abschreibt – ohne Fussnote, aber samt Fehlern – und sich öfters mal «böse verrechnet», beispielsweise Milliarden mit Millionen verwechselt, wie ihr



Klappe funktioniert: Professorin Kempf.

Die Zeit in der Besprechung ihres letzten Buches vorhielt. Aber auf Fakten kommt es bei der Allzweck-Krisenmanagerin nicht an – hauptsächlich, die Klappe funktioniert. (sär)

Mit ihrem Plan, die Treibstoffsteuer um 20 Rappen pro Liter zu erhöhen, um den künftigen Finanzbedarf der Strasseninfrastruktur zu decken, provozierte Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) den geballten Zorn der Autofahrer (nebst, aus andern Überlegungen, dem der Grünen). Begründet wird der fulminante Anstieg unter anderem mit dem Argument, dem Bund entgehe wegen der immer sparsameren Motoren ein Grossteil der Einnahmen. Stimmt das wirklich? Die *Weltwoche* hat, aufgrund der Daten von «Strasse Schweiz» und des Bundesamts für Statistik, nachgerechnet. Dabei zeigt sich: Der Rückgang der Einnahmen aus der Mineralölsteuer und des sogenannten Mineralölsteuerzuschlags fällt nur gering aus. Der Höhepunkt wurde 2008 mit 3,067 und 2,060 Milliarden Franken erreicht. 2012 sind die Einnahmen gegenüber dem Vorjahr sogar wieder leicht gestiegen (auf 2,964 und 1,979 Milliarden). Der Grund, den Leuthard und die kreativen Berner Steuereintreiber unterschlagen, liegt auf der Hand: Jedes Jahr werden wegen des wachsenden Verkehrsaufkommens mehr Kilometer gefahren. Gegenüber dem Rekordsteuerjahr 2008 beträgt der aktuelle Rückgang bei der Mineralölsteuer lediglich rund 103 Millionen Franken. Das ist ein Klacks im Vergleich zu den Milliarden, die jährlich zweckentfremdet aus der Tasche der Automobilisten in die allgemeine Bundeskasse und den öffentlichen Verkehr umgeleitet werden. (gut)



Kreative Steuern: Bundesrätin Leuthard.

Nachruf



Femme de Lettres: Schriftstellerin Gide.

Catherine Gide (1923–2013) — Die Autorin, Herausgeberin und Femme de Lettres starb in Olten drei Tage nach ihrem 90. Geburtstag. Ihre Lebensgeschichte gäbe Stoff für eine pittoreske Biografie. Die Tochter des Nobelpreisträgers André Gide (1869–1951) blieb der nachhaltigste Fan des Dichters. 2002 liess sie «Le ramier» («Die Ringeltaube»), geschrieben 1907, eine der schönsten homoerotischen Erzählungen der Weltliteratur, bei Gallimard erscheinen.

Der Jurasüdfuss ist als literarische Landschaft eine Schatzkammer. Bis zu seinem Tod 1864 verbrachte der «mannliebende» Carl Postl, genannt Charles Sealsfield, seine späten Tage in Solothurn. Die Fondation Catherine Gide ist in Oftringen AG domiziliert. Olten war jahrzehntelang Wohnsitz des Ehepaars Peter Schnyder und Catherine van Rysselberghe-Gide, Rechtsnachfolgerin ihres Vaters André Gide. Als Kenner der «transversalen Sexualität» hat sich dieser auch über die Emanzipation der Homosexuellen und, differenzierter als Cohn-Bendit, über Pädophilie geäußert.

Ein ewiges Problem heutiger Homo-Ehepartner löste der verheiratete «Immoralist» André Gide vor 90 Jahren auf seine Weise. Einvernehmlich zeugte er mit der Tochter eines Künstlerfreundes, Elisabeth van Rysselberghe, ein Kind: Catherine, geboren in Annecy am 18. April 1923. Rechtmässig durfte er Catherine jedoch erst nach dem Tod seiner Gattin Madeleine (1938) adoptieren. Catherine Gide, von Thomas-Mann-Übersetzer Jean Lambert geschieden, ruht auf dem Familiengrab ihrer Grosseltern an der Côte d'Azur.

Pirmin Meier

Handel im Halbdunkel

Von Florian Schwab — «Keine schöne Lösung» hat Finanzministerin Widmer-Schlumpf in Aussicht gestellt. Mittlerweile ist klar, was die Globallösung im Steuerstreit mit den USA bedeutet: Sogar Finma-Beamte gehen davon aus, dass das Abkommen für manche Schweizer Bank das Aus bedeutet.

Der Kaffeesatz, in dem Beobachter die Konturen der sogenannten Globallösung mit den USA zu ergründen versuchen, ist jetzt schon fast zehn Tage alt. So lange ist es her, dass aus den Von-Wattenwyl-Gesprächen des Bundesrats durchsickerte, auf den Schweizer Finanzplatz komme eine Einmalzahlung in Milliardenhöhe zu. Die Indiskretionen wurden zusätzlich geschürt durch die ominöse Andeutung von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), es werde sich um «keine schöne Lösung» handeln.

Als dann am letzten Freitag der Schweizer Verhandlungsführer, Staatssekretär Michael Ambühl, seinen überraschenden Rücktritt auf Ende August bekanntgab, ufernten die Spekulationen aus: Mehrere Medien vermuteten, dass Ambühl den Amerikanern versprochen hatte, das Schweizer Parlament weitgehend auszuklammern, und nun das Handtuch warf, weil das Parlament doch noch involviert wird.

Wie kurz die Halbwertszeit solcher Gerüchte ist, zeigte sich bereits am Wochenende, als BDP-Fraktionschef und Nationalrat Lorenz Hess verbreitete, das Parlament werde nur «den gesetzlichen Rahmen beschliessen, der es den Banken erlaubt, mit den USA Lösungen auszuhandeln». Konkret: Zu den Details des Abkommens können sich die Volksvertreter nicht äussern. Dass die Einbindung des Parlaments den Ausschlag für Ambühls Rücktritt gab, ist also eher unwahrscheinlich.

Vertrauten sagte der scheidende Staatssekretär, er rechne damit, dass die Lösung mit den USA innert den ihm verbleibenden drei Monaten unter Dach und Fach sein werde und dass das Verhandlungsergebnis kein Grund zum Rücktritt sei. Offiziell hält sich Ambühls Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) sowohl zum Rücktritt des Chefs als auch zu den Details des Steuerdeals eisern bedeckt. Sonst gutvernetzte und -informierte Topkader der Finanzindustrie haben keine detaillierten Kenntnisse über das Abkommen. Ausschlaggebend für das Schweigen ist offenbar, dass die USA sehr verärgert waren, als Informationen über das Fatca-Abkommen in die Presse sickerten, wie ein mit den Verhandlungen vertrauter Nationalrat weiss.

Die Gegenseite nimmt es mit dem Schweigen nicht so genau. Vor einem Monat berichtete Reuters, unter Berufung auf anonyme amerikanische Regierungskreise, über unterschrittsreife Verträge. Die damals veröffentlichten Informationen sind mehr oder weniger de-



Zehnmal teurer als gedacht: Staatssekretär Ambühl, Finanzministerin Widmer-Schlumpf.

ckungsgleich mit dem, was man von den wenigen Personen vernimmt, die über einzelne Bestandteile des Abkommens Bescheid wissen.

Die Schweiz zahlt

Bis zur Drucklegung der *Weltwoche* kristallisierten sich einige Konturen heraus, die offiziell aber noch nicht bestätigt sind.

Erstens, und das ist die gute Nachricht: Es wird in den USA keine weiteren Anklagen gegen Schweizer Banken geben. Der Fall Wegelin, welcher der Bank die Existenz kostete, bleibt damit ein Einzelfall.

Zweitens: Die Schweiz zahlt. Nachdem vor einer Woche noch Zahlen zwischen 5 und 20 Milliarden Franken herumgereicht wurden, sprechen mittlerweile alle Quellen von 10 Milliarden. Dieselbe Zahl kursierte bereits einmal im Herbst 2011. Damals stellte sie Ambühls Sprecher allerdings in Abrede: «Von 10 Milliarden kann schon gar keine Rede sein.» Der Staatssekretär selbst ging lange davon aus, dass die Schweiz am Ende weniger als eine Milliarde Franken zahlen müsse.

Jetzt wird angenommen, dass der Bund die Summe vorschiesst und die Finanzmarktaufsicht (Finma) sie danach ganz oder teilweise bei denjenigen Banken eintreibt, die US-Kundengelder verwaltet haben. Das dürften an die dreihundert Institute sein. Wie tief jede einzelne Bank in den Tresor langen muss, hängt davon ab, wie viele amerikanische Kunden sie betreut hat und ab welchem Zeitpunkt sie von ihnen noch mutmasslich unversteuerte Gelder angenommen hat.

Das SIF und die Finma wollen diese Informationen weder bestätigen noch dementieren, aber mit der Angelegenheit vertraute Finma-Mitarbeiter gehen davon aus, dass nicht alle Banken die Strafzahlung überleben werden. Je kleiner die Bank und je grösser der Anteil US-Kunden am verwalteten Vermögen, desto folgenschwerer wird es für das Institut. Das Steuerabkommen teilt die Banken in die Gruppen 2 und 3 ein. Häuser der Gruppe 4 haben keine US-Kundengelder verwaltet, und in der Gruppe 1 werden jene Banken zusammengefasst, gegen welche die US-Justiz bereits ermittelt.

Dem Vernehmen nach dürfte auch die UBS, welche bereits 2009 ein Abkommen mit den USA unterzeichnet hat und infolge dessen Straffreiheit (*deferred prosecution*) zugesichert bekam, erneut zur Kasse gebeten werden. Zwar hat die UBS bereits 780 Millionen US-Dollar an Strafe gezahlt, doch geriet ein Teil der anderen Banken erst durch die Informationen in den Fokus der Justiz, welche die Grossbank den amerikanischen Behörden ausgeliefert hat. Diese Banken werden darauf drängen, dass die UBS nochmals zahlt. Eine telefonische Anfrage bei der UBS blieb unbeantwortet. Auch eine finanzielle Beteiligung des Bundes steht zur Diskussion. Die Finma bringt offenbar den Vorschlag aufs Tapet, auf die Gewinne des Sta-

bilisierungsfonds Stabfund zurückzugreifen, für den die Schweizerische Nationalbank (SNB) die anlässlich der UBS-Rettung übernommenen toxischen Anlagen verwaltet. Weder die Finma noch die SNB wollten den Vorschlag kommentieren.

Insider gehen davon aus, dass die vierzehn Banken, gegen welche die US-Justiz ermittelt (Gruppe 1), weitere separate Deals mit den Amerikanern abschliessen müssen. Dies betrifft grössere Institute wie die Credit Suisse, die Bank Bär, die Zürcher und die Basler Kantonalbank. Zusätzliche Strafzahlungen dieser Banken sind nicht unwahrscheinlich. So ist die Globallösung weniger global, als es den Anschein macht, da sie massgebliche Teile des Finanzplatzes nicht erfasst.

Drittens: Man hat mit einem weiteren Schlag gegen das Bankgeheimnis zu rechnen. Banken werden ermächtigt, Kunden- und Mitarbeiterdaten rückwirkend bis 2009 den Amerikanern auszuhändigen. Die Logik dahinter: Im Jahr 2009 geriet die UBS ins Visier der US-Justiz, und die Finma musste, um eine Anklage zu verhindern, notrechtlich 250 Namen von mutmasslichen Steuersündern ausliefern. Spätestens seit diesem Ereignis sei bekannt, dass die USA keine unversteuerten US-Gelder auf Schweizer Banken mehr akzeptierten.

Die vierzehn «Gruppe 1»-Banken haben mit dem Segen des Bundesrats bereits Tausende von Dokumenten in die USA geschickt, die Informationen über Bankmitarbeiter, aber auch externe Treuhänder und Anwälte beinhalten. Diese Praxis soll mit dem Steuerdeal auf den gesamten Finanzplatz anwendbar gemacht werden, wogegen sich insbesondere die Treuhänderkammer und die unabhängigen Vermögensverwalter wehren. Laut deren Schätzungen würde sich damit die Zahl der in den USA aktenkundigen Privatpersonen verfünffachen.

Ein schwacher Trost ist es, dass die USA sich verpflichten, diese Informationen nicht zu nutzen, um Prozesse gegen die betreffenden Mitarbeiter, Treuhänder und Anwälte anzustrengen. Sollte die US-Justiz mit Hilfe anderer Quellen an dieselben Informationen gelangen, stünde der Weg für eine Anklage nach wie vor offen. Aus den zahlreichen bisherigen und zukünftigen Selbstanzeigen verfügen die USA über eine Unmenge von Namen involvierter Finanzdienstleister. Diese werden durch die Globallösung nicht geschützt.

Auch in der Schweiz haben die Betroffenen keine Hilfe zu erwarten. Der Verein *Swiss Respect*, dem 150 potenziell betroffene Bankangestellte angehören, hat in einem früheren Fall gegen die Herausgabe der Mitarbeiterdaten der Schweizer HSBC-Niederlassung geklagt, ist aber vor dem Genfer Kantonsgericht gescheitert: Der Verein sei nicht repräsentativ für die Bankangestellten insgesamt. Der Genfer Anwalt Douglas Hornung, der *Swiss Respect* vertritt, hält weitere Klagen für aussichtslos.

Neben den Mitarbeitern könnten sich auch die Kunden juristisch kaum wehren: Bislang seien alle ausser einem einzigen betroffenen UBS-Kunden vor Bundesgericht unterlegen. Es bleibe nur noch der Weg nach Strassburg.

Verrat und Bruch des Rechts

Bei der offiziellen Banker-Gewerkschaft, dem Schweizer Bankenpersonalverband (SBPV), hält man sich bedeckt. Offenbar hat das Finanzdepartement den Bankmitarbeitern zugesagt, dass ihre juristischen Verteidigungskosten in den USA gedeckt seien, sofern sie sich an die Richtlinien ihrer Arbeitgeber im US-Geschäft gehalten haben. Diese Einschränkung ist ein weiteres Schlupfloch in der Globallösung: Die vielfach unkonkreten internen Regelwerke lassen viel Interpretationsspielraum zu.

Der Zürcher SVP-Präsident und Nationalrat Alfred Heer sieht in dem sich abzeichnenden Deal eine «Kapitulationserklärung» der Schweiz. Anstatt für die eigene Rechtsordnung einzustehen, sei man dabei, Kunden und Mitarbeiter zu verraten, rückwirkend das Recht anzupassen und das Bankgeheimnis abermals und in noch grösserem Ausmass zu brechen. Auch Opfer-Anwalt Hornung beklagt, dass die Schweiz «in atemberaubendem Tempo» ihre Rechtsgrundsätze aufgeben. Er rechnet zwar mit Unmutsbekundungen im Parlament, am Schluss werde es – wie in den früheren Fällen – das Ergebnis aber akzeptieren. Zu gross sei die Angst vor Vergeltungsmassnahmen der USA bis hin zum Ausschluss des Schweizer Finanzplatzes vom Dollar-Clearing. Ob es tatsächlich solche Drohungen gab, wird Staatssekretär Ambühl vielleicht eines Tages seinen Studenten an der ETH verraten, wo er ab September unterrichtet.

Die Banken werden von der Politik als Hauptschuldige an dem «nicht schönen Ergebnis» (Widmer-Schlumpf) durch die Manege geführt werden. Dabei hat ein Grossteil der Betroffenen wohl niemals Schweizer Recht gebrochen. Indem die Schweizer Verhandlungsführer fremde Vorstellungen von Steuermoral an die Stelle des Schweizer Rechts gestellt haben, sind sie geistig verteidigungsunfähig geworden.

Anfang 2012 hatte Bankenprofessor Martin Janssen einen Vorschlag dazu ausgearbeitet, wie der Schweizer Finanzplatz auf ein US-Embargo einzelner Institute reagieren könnte: indem sich Behörden wie die SNB und die Finma schützend einsetzen und für die Banken gewisse Aufgaben übernehmen. Kaum war das Papier veröffentlicht, wurde Janssen aus oberen Rängen des Finanzdepartements das Schweigen im öffentlichen Interesse nahegelegt. In der Zwischenzeit hat die Schweizer Finanzdiplomatie im Halbdunkel einen Handel abgeschlossen, der die Suche nach Alternativen durchaus als im öffentlichen Interesse erscheinen lässt. ○

Neue Spannung

Von Henryk M. Broder — Vor den Wahlen fängt das dumme Fussvolk an, Fragen zu stellen.



Bis zu den nächsten Bundestagswahlen am 23. September sind es noch einige Wochen; der Wahlkampf hat noch nicht begonnen, aber man hört schon die Pferde mit den Hufen

scharren. Der Spitzenkandidat der SPD, Peer Steinbrück, dessen Chancen, Kanzler zu werden, etwa so gross sind wie die Aussichten von Uli Hoeneß, Ehrenmitglied im Bund der Steuerzahler zu werden, stellt nach und nach sein «Kompetenzteam» vor – eine Art Schattenkabinett, in das er entweder No-Names oder ausgebrannte Alteisen beruft. Sogar treue Anhänger fragen sich, welche Strategie Genosse Peer damit verfolgt. Die Antwort ist einfach: keine. Er findet keine besseren Leute. Wer noch etwas in der Politik werden möchte, will sich nicht ohne Aussicht auf Erfolg verheizen lassen.

Bei der CDU gibt es keine Debatten; wer gegen Angela Merkel antreten würde, könnte gleich Harakiri in einer Karaoke-Bar begehen. Bei der FDP denkt man darüber nach, ob die Aussichten, unter die Fünf-Prozent-Marke zu fallen, mit oder ohne Guido Westerwelle besser sind. Die eben noch jungen Grünen altern vor sich hin, für viele, die noch nicht nach Brüssel entsorgt wurden, sind die Wahlen die letzte Chance auf eine ordentliche Pension. Dafür würden sie sogar mit der CDU koalieren, was sich ohnehin anbietet. Die Schwarzen werden immer grüner, und die Grünen immer schwärzer.

Trotzdem kann es noch spannend werden, denn seit kurzem gibt es einen neuen Mitbewerber: die «Allianz für Deutschland». Obwohl sie in den Umfragen derzeit bei zwei bis drei Prozent liegt, also gleichauf mit den Piraten, ist sie medial sehr präsent. Ihr Gründer, der Hamburger Ökonom Bernd Lucke, ist kein Politprofi, macht aber gerade deswegen in den Talkshows eine gute Figur. Er artikuliert, was alle anderen bestreiten: dass die EU nicht die Lösung, sondern die Ursache der europäischen Krise ist. Die politischen Eliten wollen diesen Gedanken nicht einmal zulassen, geschweige denn darüber diskutieren. Das «dumme» Fussvolk aber, das bis jetzt jede Politik, die ihm als «alternativlos» erklärt wurde, brav mitgemacht hat, fängt an, Fragen zu stellen – nach den Kosten und dem Nutzen der «Vereinigten Staaten von Europa». So kommt Würze in die Sülze.

Wirtschaft, stillgestanden!

Von Silvio Borner — Die Wirtschaftspolitik würde am liebsten alles auf dem Stand von anno dazumal einfrieren: den Stromverbrauch, die Anzahl Autos und der An- und Abflüge in Kloten.

Strahlend hat unser Zürcher FDP-Nationalrat Ruedi Noser eine extrem anspruchsvolle «Stromeffizienz»-Volksinitiative mit eingebracht – der Stromverbrauch der Schweiz soll auf dem Niveau von 2011 stabilisiert werden. Pikanterweise trug er in der «Tagesschau» ausgerechnet die Unterschriften-Kiste mit dem Berner Wappen. Dies ist wohl nur unfreiwilliger Humor, zählt doch der Kanton Bern mit seinen Bernischen Kraftwerken zu den grössten Opfern der Energiewende.

Als einfaches Gemüt fragt man sich, was im Jahr 2011 so besonders war, dass es verfassungsmässig verankert werden muss. Warum nicht 2010 oder 2012? Und weshalb überhaupt den Stromverbrauch auf alle Ewigkeit auf dem Stand von 2011 belassen, obwohl die Stromproduktion in der Schweiz praktisch CO₂-neutral ist? Bis jetzt war die Begründung für die Energiewende die folgende: Der Klimawandel mache es nötig, Kohle, Öl, Gas und Benzin durch CO₂-freien Strom zu ersetzen. Die Grünen beten die Energiewende quasireligiös als Atomausstieg an. Mit ihnen rennen jetzt die Roten um die Wette, als ursprüngliche Promotoren der Kernenergie zugunsten des Industriestandorts. Das muss man zur Kenntnis nehmen.

Größte Keule

Wenn jetzt aber ein freisinniger Unternehmer mit der grössten vorstellbaren Keule in dieselbe Kerbe haut, sollte das doch Erstaunen oder wohl eher Entsetzen hervorrufen. Das laue Medienecho erschöpfte sich jedoch im Verweis auf einen politisch breit abgestützten Meilenstein. Dabei ist es in Tat und Wahrheit nichts weiter als ein Versuch, die Tatsache zu vertuschen, dass der Kernenergieausstieg eben überstürzt erfolgt ist oder dass bereits heute grosse Kreise der Wirtschaft zu interessenpolitischen Wendehälsen geworden sind. Sie setzen ähnlich wie die Landwirtschaft auf hohe und steigende Subventionen und verkaufen diesen Raubzug den Konsumenten und Steuerzahlern als zukunftssträchtige Weltverbesserung. Die ganze Cleantech-Bewegung ist auf ihrem Weg Richtung staatliche Planung und Steuerfinanzierung schon sehr weit gekommen.

Zum Klima selber: Was immer wir in der Schweiz tun oder unterlassen, es beeinflusst den Zeitpunkt der globalen Erwärmung von

zwei Grad um Stunden oder bestenfalls um Tage. Für den politischen Ökonomen sind alle Versuche, den Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt ein für allemal festzuschreiben, Symptome einer rückwärtsgewandten Geisteshaltung.

Die Anzahl der LKW, die durch den Gotthard rollen, der An- und Abflüge in Kloten, der Automobile in Zürich oder Basel darf nicht mehr wachsen oder soll gar abnehmen. Doch wollen wir wirklich zum Lebensstandard von früher zurückkehren? Nein, aber wenn man vor lauter Zustandswahrung schon das Wirtschaftswachstum verhindert, dann muss man wenigstens die Umverteilung intensivieren (was das Wachstum noch weiter hemmt). Also, Herr Noser, das einfachste Rezept für Ihre Stromplafonierung wäre einerseits doch die rasche und radikale De-Industrialisierung und Produktionsverlagerung energieintensiver Branchen ins Ausland und andererseits die

Verarmung der Haushalte durch steigende Lenkungsabgaben, Energiepreise und steuerfinanzierte Subventionen.

Es ist nicht schwer, kreative Ideen für weitere «Stillstandsversuche» dieser Art zu entwickeln. Um die Alterssicherungswende zu schaffen, schreiben wir einfach die Lebenserwartung zum Zeitpunkt der Einführung der



zweiten Säule in die Verfassung. Wie wir die daraus folgende Rentenrationierung auf die Einzelnen aufteilen, überlassen wir dann der Zukunft.

Um die von der allgemeinen Verfettung verursachten Gesundheitskosten zu reduzieren, limitieren wir den Kalorienverbrauch auf die Kalorienmenge der Lebensmittelrationen meines Geburtsjahres 1941. Oder um die Wohnungsnot zu lindern, reduzieren wir den Platzanspruch pro Person auf das Niveau meiner Familiengründung von 1966. Rationierungen haben ein paar lästige «Nebenwirkungen» wie beispielsweise Wohlfahrtsverluste oder die Bildung von Schwarzmärkten, welche die eigentlich beabsichtigte «Hauptwirkung» schnell in den Schatten stellen. Beim Strom wird der Schwarzhandel nicht ganz einfach, aber dank der absehbaren Liberalisierung vorstellbar. Und im Notfall können uns lateinamerikanische Spezialisten zeigen, wie man öffentliche Leitungen anzapft und so gratis zu Strom kommt.

Europa strategisch in der Klemme

Von Hansrudolf Kamer — Die Europäer rüsten ab, die Asiaten auf, und die Amerikaner sind interventionsscheu. Das ist für den alten Kontinent keine vorteilhafte Entwicklung.



Europa blickt auf eine glorreiche Geschichte zurück. Es bedeckt nur etwa 7 Prozent der Landmasse der Erde, gewissermassen als Wurmfortsatz Asiens. Doch beherrschte es vor dem Ersten Weltkrieg nicht we-

niger als 84 Prozent der Landoberfläche. Dann zerfiel das Ganze im erbitterten innereuropäischen Ringen um Dominanz und ideologische Vorherrschaft.

So die Betrachtung aus heutiger Sicht. Vergessen ist die alte Glorie nicht. Und so macht sich Europa periodisch Gedanken über seine Stellung in der Welt. Mit «Europa» ist zunächst das Institut für Sicherheitsstudien der Europäischen Union gemeint, das einen neuen Bericht vorlegt, der ziemlich offen die Schwächen darlegt.

Zeitgeistiges kommt auch aus Washington. Präsident Obama verkündete einmal mehr das Ende des Krieges gegen den Terrorismus und stellte die Schliessung des Lagers in Guantánamo sowie die Eingrenzung des Drohnenkriegs in Aussicht. Für all das hätte er seit 2008 genügend Zeit gehabt. Seine Anhänger sind enttäuscht.

Worte und Taten klaffen auseinander. Bei Obama ohnehin, doch auch Europas Stellung in der Welt muss jeweils als Argument herhalten, wenn das Zusammenschweissen der europäischen Nationalstaaten zu einer «immer engeren Union» begründet wird. Denn ohne diesen Zusammenschluss, so wird gepredigt, könne sich Europa in der globalisierten Welt nicht behaupten.

Im erwähnten Bericht heisst es, der neue Reichtum der asiatischen Mächte, ihre industrielle Kraft und wissenschaftliche Kapazität reduzierten immer mehr den relativen Vorsprung des Westens im militärischen Bereich. Im Jahr 2012 sei dieser Trend besonders eindrücklich festzustellen gewesen.

Erstmals seit Jahrhunderten hätten die Länder Asiens mit China, Russland (!) und Südkorea an der Spitze mehr für ihre Streitkräfte ausgegeben als die Europäer. Stark gewachsen seien auch die Militärbudgets vieler Staaten von Zentralasien bis nach Zentralafrika, die schon fast Europas Nachbarn sind. Das Gefälle vergrössert sich auch deshalb, weil die aufstreb-

enden Mächte das Militär immer noch als Element der Machtpolitik ansehen. Die Europäer tun es immer weniger und rüsten unbedenklich ab. Dabei gibt es Unterschiede. In der Rangliste europäischer Militärausgaben liegt ausgerechnet Griechenland vorne, während Zypern, Frankreich und Britannien es noch knapp über die Zwei-Prozent-Grenze in Relation zum Bruttosozialprodukt schaffen. Der Rest ist Schweigen.

Es regen sich noch Instinkte

Das alles ist eine Entwicklung, die seit dem Ende des Kalten Kriegs ungebrems abläuft und noch weitergehen wird. Euro-Krise und andere staatsfinanzielle Probleme werden ein weiteres Schrumpfen der europäischen Verteidigungsausgaben bewirken.

Geschrumpft wird auch in Amerika, doch auf höherem Niveau. Obama betont immer wieder das Ende aller möglichen Kriege, ungeachtet der Tatsache, dass Kriege nicht nur Kriege sind, wenn sich Amerika daran beteiligt. Waffengänge ohne Amerikaner können auch für Amerika strategische Konsequenzen haben. Jedenfalls erhöht Terrorismusabwehr allein mit polizeilichen und kulturpolitischen Mitteln die Risiken.

Auf dem alten Kontinent haben bis jetzt nur wenige gemerkt, dass Obamas Sicherheits-

überlegungen für Europa Folgen haben könnten. Die Vereinigten Staaten stehen unter wachsendem Budgetdruck, sie wollen eine strategische Hinwendung nach Asien und spüren das sogenannte Irak-Syndrom, das bei der Intervention in Libyen erkennbar wurde. Das Zögern vor einem Eingreifen in Syrien gehört ins gleiche Kapitel.

Europäisches Trittbrettfahren hat jahrzehntlang bestens funktioniert. Im Kalten Krieg genügte die Verlinkung mit Amerikas Militärpräsenz und der auf Europa ausgeweiteten nuklearen Abschreckung. Die Europäer bauten lieber an ihren Wohlfahrtsstaaten und erreichten selten die von der Nato verordneten Vorgaben für Militärausgaben.

Wenn sich nun aber der imperial ausgepowerte Protektor reflexartig zurückzieht, müsste man sich Gedanken machen, und zwar konkrete. Neue, in Kommissionen geborene Bedrohungsszenarien wirken meistens zu schematisch und sind in wohlhabenden Demokratien für gewöhnlich schwer durchzusetzen.

Nicht alles ist verloren, es regen sich noch Instinkte aus der mythischen Vergangenheit. Im neuen Weissbuch zur französischen Landesverteidigung wird natürlich der Sparzwang beschworen, aber auch darauf hingewiesen, dass Sicherheit nicht gratis sei. Die Vereinigten Staaten seien dabei, nach einem Jahrzehnt militärischer Engagements ihre Prioritäten neu zu ordnen. Militärinterventionen würden sie künftig selektiver praktizieren. Der Schritt zur realistischen Wahrnehmung ist ein Anfang.

Mit andern Worten: Die Europäer werden mehr für die Sicherheit im Mittelmeerraum und in Afrika tun müssen. Das Eingreifen in Mali hat Frankreich die Augen geöffnet. *Plus ça change, plus c'est la même chose.* ○



Schritt zur realistischen Wahrnehmung: britische Soldaten in Afghanistan.

Allzu Zahmes zum Unzählbaren

Von Christoph Mörgeli

In der Schweiz gibt's neben den Sonntagszeitungen eine einzige namhafte politische Wochenzeitung: die *Weltwoche*. Der Rest besteht aus unpolitischem Lifestyle, People, Mode, Schönheit, Koch- und Lebensrezepten, Tratsch und Klatsch. Gemeint sind Titel wie *Das Magazin*, *Schweizer Illustrierte*, *Schweizer Familie*, *Glückspost*, *Migros-Magazin* oder *Coopzeitung*. Doch ausgerechnet über die *Weltwoche* als einziges Politmagazin des Landes sass unlängst ein Theatertribunal zu Gericht.

Selbst wo etwa das *Magazin* politisch sein will, ist es das Gegenteil. «Der letzte Unzählbare» lautete der Titel eines Interviews mit dem zurücktretenden Zürcher FDP-Stadtrat Martin Vollenwyder. Eine Plauderei mit dem «Unzählbaren», wie sie zahmer nicht sein könnte. Auf den Knien geschrieben. Völlig unkritisch. Absolut unpolitisch. Ja, Vollenwyder hat wieder geheiratet. Nein, seine Töchter haben ihn abends nicht vermisst. Schade, er schaffte es nie, ein Buch zu lesen. Dann etwas über Journalisten, das Restaurant «Aux Carés» und Rettungswesten auf dem Zürichsee.

Das *Magazin* stellte keine einzige Frage zum Zustand von Vollenwyders FDP. Nichts zur Nichtwahl des Parteikollegen und zur Besetzung seines Sitzes durch einen Kommunisten. Nichts zum dramatischen freisinnigen Einbruch im Stadtrat von drei auf eins. Nichts zum egoistischen Zeitpunkt des vorzeitigen Rücktritts, der Vollenwyder die volle Aufmerksamkeit, seiner FDP aber das Debakel garantierte. Keine Frage, weshalb die städtischen Vollstellen unter Vollenwyder um 3596, die Jahresausgaben um 1,39 Milliarden Franken und die Bruttoschulden auf horrende 9,23 Milliarden zunahmen.

Martin Vollenwyder, der «Unzählbare», war ein Liebling der Medien, weil er zwecks Wiederwahl gegenüber der linken Mehrheit zahm war wie ein Kätzchen. Und die Krallen und Zähne eines Raubtiers einzig gegen die SVP ausfuhr: SVP-Stadtratskandidat Mauro Tuena sei «sogar dann unter der Gürtellinie, wenn man den Gürtel auf Knöchelhöhe trägt». SVP-Stadtratskandidat Roger Liebi sei zu bekämpfen, denn Vollenwyder wolle «am Morgen noch in den Spiegel schauen können». Was dem Berufspolitiker im Spiegel entgegenblickt, sind kaum die Züge eines «Unzählbaren». Sondern die verschwommenen Konturen eines Opportunisten. Inklusiv reichliche Ernährung dank öffentlich bezahlten Buffets und Apéros.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Nur ein halber Baustopp

Von Peter Bodenmann — Das Bundesgericht verhinderte den Bau von nur 7000 Zweitwohnungen. 7000 weitere werden trotzdem erstellt.



Klänglich im Stich gelassen: Umweltschutzaktivist Weber.

Der Tourismus braucht nicht mehr Betten in den Alpen. Sondern endlich bessere und wärmere Betten. Sowie vernünftige Rahmenbedingungen. Viele Zweitwohnungen verslumen. Diese Betten sind nicht kalt, sondern eiskalt. Geheizt werden sie nicht mehr wegen der Gäste, sondern um zu verhindern, dass gefrorene Wasserleitungen bersten. Aus ökonomischer und ökologischer Sicht müsste man diese Hütten abbrechen, um sie neu aufbauen zu können. Dort, wo es auch raumplanerisch Sinn macht.

Andere Zweitwohnungen würden sinnvollerweise Genossenschaften kaufen und sanieren. Um diese auf Dauer an Einheimische und Angestellte zu vermieten. Damit diese nicht mehr zum Arbeitsort pendeln müssen. Die so frei gewordenen Flächen müsste man für neue Plus-Energie-Zweitwohnungen nutzen dürfen.

Schweiz Tourismus sollte mit den staatlichen Geldern endlich eine kostenlose und erfolgreiche Buchungsplattform für alle Schweizer Hotel- und Ferienbetten aufschalten.

Die Hotels ihrerseits müssten das Recht erhalten – bis zur Realisierung des Freihandels für landwirtschaftliche Produkte mit der EU –, pro Übernachtung 300 Gramm Fleisch zu importieren. Kur- und Beherbergungstaxen dürften nicht länger warme Betten bestrafen.

Fünf konkrete Schritte, und es ginge dem Baugewerbe und dem Tourismus in den Alpen

schon viel besser. Die Politik will davon nichts wissen. Immerhin hat das Bundesgericht ein kleines Zeichen gesetzt. Obwohl die Mehrheit der Richter der SVP und der CVP angehören.

Nur ein kleines Zeichen, weil von den rund 14 000 in aller Eile eingereichten Zweitwohnungs-Baugesuchen nur 7000 nicht realisiert werden dürfen. Die anderen 7000 Zweitwohnungen flogen unter dem Hobby-Radar von Franz Weber hindurch.

Dies, weil die übrigen Umweltorganisationen den erfolgreichen Franz Weber kläglich im Stich gelassen haben. WWF, Greenpeace, Pro Natura und Co. bekämpfen lieber Windräder und Solaranlagen.

Bern bastelt Knallfrösche

Jetzt bastelt man in Bern an den nächsten Knallfröschen: Wer seine Ferienwohnungen künftig auf einer der krass überteuerten Buchungsplattformen anbietet, soll unbeschränkt neue Wohnungen bauen dürfen.

Und die zuständige Kommission des Nationalrates will all jene Zweitwohnungen vom Zubau-Verbot ausnehmen, die nach einem Atom-GAU dem Zivilschutz von Ueli Maurer zur Verfügung gestellt würden.

Schlupflöcher, so gross wie ein neuer vier-spuriger Gotthard-Autobahntunnel.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

NAME: **XV**

AUSSTATTUNG: **XL**

PREIS: **XS**

Wieso der **Subaru XV 4x4** gross in Mode ist?
Weil kein anderer Crossover so viel bietet für so wenig Geld.
Was die Schweiz an ihm besonders anziehend findet?

- Sein Platzangebot.
- Seine Flexibilität.
- Seine Bodenfreiheit.
- Den Boxermotor.
- Die Modelle mit Lineartronic-Automatikgetriebe.
- Die verbrauchsarmen Diesel-Modelle.



JETZT: SPEZIELLE EINTAUSCH-OFFERTE.

Abgebildetes Modell: Subaru XV 1.6i AWD Swiss one, man., 5-türig, 114 PS, Fr. 25'900.-.
Energieeffizienz-Kategorie D, CO₂ 151 g/km, Verbrauch gesamt 6,5 l/100 km. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): 153 g/km.

www.subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200.
www.multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten.

 **SUBARU**
Confidence in Motion

SUBARU. SWITZERLAND'S 4x4

«Es gibt Situationen im Leben, die keiner will.
Und es gibt eine Karte, die dann jedem nützt.»

NEU: Beobachter Rechtsschutz mit
maximalem Schutz bis Fr. 300 000.–



**Aus Erfahrung wissen wir,
was alles passieren kann.**

Auf vielfachen Kundenwunsch hat Beobachter jetzt eine kombinierte Privat- und Verkehrsrechtsschutzversicherung entwickelt:

- **Erweiterte Versicherung:** In den konventionellen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 300 000.– versichert
- **Basis-Versicherung:** In allen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 5 000.– versichert

Beobachter empfiehlt Ihnen: Versichern Sie sich, bevor der Ernstfall eintritt.

**Einmalig
im Preis,
einzigartig
in
den Leistungen.**



Ja, ich interessiere mich
für Beobachter Rechtsschutz
für nur Fr. 260.–* im Jahr!

**3 Jahre
Prämien-
garantie!**

Weitere Informationen
und Anmeldung unter

www.beobachter.ch/rechtsschutz
oder telefonisch: 062 836 00 15

Beobachter

*Nur in Kombination mit dem Beobachter-Jahresabonnement (Fr. 98.80) erhältlich

Hasenfüsse und Hinterwäldler

Von Kurt W. Zimmermann — Twitter sei eine Medienrevolution, sagen uns die Medien. Sie sagen es, aber glauben es selber nicht.

Der Champion der Disziplin ist Patrik Müller, der Chefredaktor von *Schweiz am Sonntag*. Wir wissen alles von ihm.

Wir wissen, dass er Beizen mit Spielecken liebt. Wir kennen seinen Heuschnupfen. Wir leiden mit, wenn er sein Handy verliert. Und natürlich erfahren wir, was für ein tolles Blatt er macht, das man unbedingt lesen muss. Wir lernen all das auf Twitter.

An manchen Tagen twittert Müller zehnmal und mehr. Die Tweets aus seiner Lebens- und Arbeitswelt sind von 4749 Followern abonniert. Das ist Rekord in der Branche.

Müller ist die Ausnahme. In der Schweizer Medienprominenz wird Twitter von nur wenigen genutzt. Medienprofis belehren uns zwar stets in ihren Blättern und Sendern, wie bedeutsam für unsere Gesellschaft Mikroblogging sei. Selber aber hat kaum einer dazu einen Bezug.

Schauen wir einmal, wie viele Tweets, also Kurzmeldungen, die Chefs unserer grossen Zeitungen bis letzte Woche auf Twitter verbreitet haben.

Chefredaktor	Tweets
Patrik Müller, <i>Schweiz am Sonntag</i>	3234
David Sieber, <i>Südosstschweiz</i>	1896
Markus Spillmann, <i>NZZ</i>	531
Andres Büchi, <i>Beobachter</i>	142
Christian Dorer, <i>Aargauer Zeitung</i>	94
Marco Boselli, <i>20 Minuten</i>	10
Rolf Cavalli, <i>Sonntagsblick</i>	5
Stefan Regez, <i>Schweizer Illustrierte</i>	4

Das war's. Der Rest der führenden Chefredaktoren pflegt auf Twitter das Schweigen. Der schweigende Rest teilt sich in zwei Gruppen. Es gibt die Twitter-Hasenfüsse und die Twitter-Hinterwäldler.

Die Twitter-Hasenfüsse haben zwar einen persönlichen Account. Aber sie nutzen ihn nicht aktiv. Sie versenden keine eigenen Botschaften, sondern verfolgen bloss, was andere twittern. In diese Gruppe gehören Chefredaktoren wie Martin Spieler von der *Sonntagszeitung*, Peter Röthlisberger vom *Blick am Abend* und Roger Köppel von der *Weltwoche* – und Kolumnisten wie ich.

Auch manche Medienmanager haben sich zwar auf der Plattform registriert, bleiben aber permanent stumm. Michael Ringier gehört zu diesen Zwitscher-Hasen, ebenso sein CEO Marc Walder, SRG-Generaldirektor Roger de Weck und Tamedia-CEO Christoph Tonini.

Nach den Hasenfüssen kommen wir nun zu



Heuschnupfen: Twitterer Müller.

den Twitter-Hinterwäldlern. Die Hinterwäldler haben nicht einmal einen eigenen Twitter-Account. Tamedia-Präsident Pietro Supino wie NZZ-Chef Polo Stäheli gehören in diese Gruppe.

Besonders erstaunlich ist jedoch, wie viele Chefredaktoren keinen Twitter-Zugang haben.

Auf dieser Liste der Ignoranz figurieren Chefredaktoren wie Res Strehle (*Tages-Anzeiger*), Markus Somm (*Basler Zeitung*), Felix Müller (*NZZ am Sonntag*), Michael Hug (*Berner Zeitung*), Thomas Bornhauser (*Neue Luzerner Zeitung*) und Rudolf Matter (Radio und Fernsehen SRF). Auch *Blick*-Chefredaktorin Andrea Bleicher hat keinen Twitter-Account. Sie bewegt sich, genauso wie im gedruckten Blatt, auch online im Mittelalter.

Es zeigt sich das bekannte Bild journalistischer Marktferne. Chefredaktoren sind zwar mit Elan engagiert, um ihre Blätter mit Themen zu füllen. Ob diese Themen dann das Publikum erreichen, interessiert sie hingegen nicht. Twitter, die derzeit wohl effektivste Verbreitungsplattform für Inhalte, ist darum nicht auf ihrem Radar.

Wenn wir zusammenfassen, sind die Zahlen eindeutig. Für fast achtzig Prozent der Schweizer Medienprominenz ist Twitter kein Thema, das sie persönlich interessiert. An ihren Vorträgen und Referaten schwadronieren sie zwar mit Verve über die digitale Zukunft der Medienbranche – doch sie sind reine Theoretiker.

Frau im Film

Von Beatrice Schlag — Eine Studie entlarvt Hollywood als Männerdomäne.

Unter meinen Bekannten hat es einige Männer unter 40, die den gesamten Filmdialog von «The Big Lebowski» auswendig können. Dass mir noch nie eine Frau begegnet ist, die das auch kann,



liegt schlicht daran, dass darin kaum Frauen vorkommen. Ein Film kann noch so hinreissend sein. Aber wenn fast nur Männer das Sagen haben, wie in praktisch allen Kriegs-, Action- und Buddy-Filmen, kennt die Begeisterung von Zuschauerinnen Grenzen. Umgekehrt ist es vermutlich genauso. Aber umgekehrt findet so gut wie nie statt.

Erstaunlicherweise fällt das weder Frauen noch Männern auf, sondern nur Statistikern. Eine neue Studie der University of Southern California belegt, dass unter den 100 erfolgreichsten US-Filmen von 2012 nur 28,4 Prozent der Sprechrollen mit Frauen besetzt waren. Dabei waren die letzten beiden Filmjahre mit «The Hunger Games», «Twilight», «The Help» und «Bridesmaids» vergleichsweise reich gewesen an guten Frauenrollen. Und das war das Fazit? Nicht einmal jeder Dritte, der in einem US-Film den Mund aufmacht, ist eine Frau.

Eine noch ernüchterndere Statistik war 2011 erschienen. Sie überraschte Frauen genauso wie Männer. Untersucht worden war die Verteilung zwischen weiblichen und männlichen Statistenrollen in den USA in Kino- und TV-Filmen zwischen 1945 und 2010. Das heisst, es ging um die stummen Leute im Hintergrund bei Szenen in Schulen, Restaurants, auf Strassen, Partys und anderen bevölkerten Schauplätzen. Der Anteil der Frauen betrug über die Jahre durchwegs ziemlich genau 17 Prozent.

Kein Mensch ausser Studienbeauftragten zählt stumme Statisten nach ihrem Geschlecht aus, die bestenfalls einmal von nahe zu sehen sind. Aber die Bilder prägen, auch wenn man davon keine Ahnung hat. Man nimmt sie für ein Abbild von Realität, einfach, weil man sie fast jeden Tag sieht. «Frauen tragen die Hälfte des Himmels», sagt das berühmte chinesische Sprichwort. In Hollywood tragen nur 17 Prozent. Wer Lust hat, einmal darauf zu achten, rätselt hinterher, wieso ihm oder ihr das bisher nie aufgefallen ist.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man so tun, als ob nichts passiert wäre, wenn im Restaurant etwas von der Gabel rutscht und unter den Tisch fällt – falls es niemand bemerkt hat?

Hermann Zweifel, Steinhausen

Nein. In einer Beiz bücken Sie sich selber nach dem verunglückten Bratwurststück, entsorgen es in Ihre Serviette und bitten um eine neue (Serviette, nicht Bratwurst). In einem Feinschmeckerlokal lassen Sie das Malheur vom Personal beheben. Das gebieten Anstand und Reinlichkeit. Es sei denn, Sie wollen mit dem halben Menü an den Sohlen nach Hause spazieren. *Sacha Verna*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Es ist erschreckend, dass Richter aus den geschilderten Fällen bisher nichts zu lernen vermochten.» *Hans Christian Müller*



«*Gutachtengläubigkeit*»: Fundort der toten Marie zwischen Châtonnaye und Villarimbou FR.

Wandelnde Zeitbombe

Nr. 21 – «Drama eines angekündigten Mordes»; Alex Baur über den Fall Marie

Das kritisierte Gutachten von Josef Sachs vermittelte den Vollzugsbehörden im Fall Daniel Hofmann immerhin die Erkenntnis, dass es sich bei diesem um eine wandelnde Zeitbombe handelte, als man mit ihm als Ersatz für den verpassten einen neuen Termin zur ambulanten Konsultation vereinbarte, anstatt ihn unverzüglich in Gewahrsam zu nehmen. Beizupflichten ist dem Autor allerdings darin, dass die Gutachtengläubigkeit, die bei Justiz und Vollzugsbehörden Einzug gehalten hat, niemanden von eigenem Denken entbinden darf. Wer einen Menschen mit Vorbedacht übel traktiert, quält und schliesslich ermordet, weist tiefgreifende Defekte auf, die durch fünfzehn Jahre Gefängnis nicht einfach repariert werden. Es sollte von der Menschenrechtsduselei bei der Entscheidungsfindung Abstand genommen werden. Fairness im Verfahren bedeutet nämlich gerade auch Anpassung an die extremen Voraussetzungen. Es ist erschreckend, dass Richter aus den geschilderten Fällen bisher nichts zu lernen vermochten. *Hans Christian Müller, Zürich*

In der Schweiz wurden in den letzten Jahren Tötungsdelikte verübt, bei denen in überwiegender Weise schon für den Laien erkennbar war, dass sie vermeidbar gewesen wären, und zwar ohne dass wir auf das rechtsstaatlich

hochproblematische Mittel der nachträglichen Sicherheitsverwahrung hätten zurückgreifen müssen. Anders als beim Mord am Zollikerberg vor zwanzig Jahren hätten wir heute das Wissen, um solche Tötungsdelikte zu vermeiden. Die Tötungsdelikte der jüngsten Zeit sind Ausdruck einer Entwicklung, in der wir alle es zulassen, darin ausgebildet zu werden, den Harmlosen zu jagen und die Gefahr auf der handlungsrelevanten Ebene zu ignorieren. Ich habe in den letzten Jahren in verschiedenen Publikationen versucht, auf Aspekte dieser Entwicklung aufmerksam zu machen. Auch die *Weltwoche* ist jeweils fast «ab Presse» mit den Informationen bedient worden. Gemacht haben Sie jedoch bis jetzt nichts daraus. Sie sollten das ändern, wenn Sie nicht zum pseudokritischen Feigenblatt bzw. zur Begleitmusik einer ebenso tragischen wie vermeidbaren Entwicklung absinken wollen. Diese Toten sind nicht mehr die Toten eines einzelnen Richters, der sich «geirrt» hat (so stossend diese Formulierung ist), oder einer einzelnen falschen gutachterlichen Beurteilung. Diese Toten sind die Toten von uns allen. *Dr. med. Catja Wyler van Laak, Forensische Psychiaterin SGFP, Zürich*

Der Präsident muss neutral sein

Nr. 21 – «Böser Polizist»; Markus Schär über Chefdiplomat Yves Rossier

Gut so – die *Weltwoche* serviert uns den Fall Rossier! Es schadet unserem Land nachhaltig,

wenn der freisinnige Bundesrat Burkhalter seinem Parteikollegen Rossier die Stange hält. Ein Staatssekretär, der mit schwierigsten Verhandlungen mit der EU beauftragt wird und der der Meinung ist: «Ja, es sind fremde Richter, es geht aber auch um fremdes Recht», ist ein Schwätzer und kein Diplomat. Denn die Verträge, die die Schweiz mit der EU abschliesst, sind völkerrechtliche Verträge, sind damit Recht beider Vertragspartner; also kann auch nur ein Gericht über diese Verträge befinden, in dem die Schweiz und die EU paritätisch vertreten sind. Der Präsident muss neutral sein, er darf weder der EU angehören, noch darf er ein Schweizer sein. Der Präsident dieses Gerichtes kann zum Beispiel ein im Völkerrecht bewandeter Chinese sein.

Jürg Walter Meyer, Leimen bei Heidelberg (D)

Verneinung von Freiheit

Nr. 21 – «Es wird gefährlich»; Interview mit SP-Nationalrat Andi Gross

Oberflächliche, weil vorgeschobene Gedankenführung. Gross liefert für seine verdeckte Unredlichkeit gleich selbst den Beleg. In der Demokratie geht es um «möglichst viel Freiheit und Selbstbestimmung der Bürger», belehrt er uns. Wer diese Werte hochhält, muss dem Bürger die ungeteilte Verantwortung für seine Wahl lassen. Ob diese gut oder schlecht

herauskommt, kann dafür nicht massgebend sein. Gross will ihm indessen die Verantwortung nehmen und diese dem Parlament übertragen. Er reisst mithin Freiheit und Verantwortung auseinander und straft sich selbst Lügen. Er ist kein freiheitlicher Mensch, sondern dessen Verneinung.

Wilfried Kohring, St-Légier

Mit vollem Namen

Nr. 21 – «Wenn Kinder einfach gehen»; Daniela Niederberger über verlassene Mütter

Danke, dass Sie dieses Thema aufgreifen. Als Betroffene weiss ich inzwischen, dass dies gar nicht so selten vorkommt, aber tabuisiert wird, da es mit grosser Scham verbunden ist. Aus diesem Grund schreibe ich meinen Leserbrief nicht anonym, Sie dürfen ihn mit vollem Namen veröffentlichen.

Lotti Teuscher, Biel

Hinterlassenschaft der 68er

Nr. 21 – «Die Sache mit dem Hosenschlitz»; Peter Keller über Roger de Weck

Der ausführliche Bericht kann nur schockieren und zeigt der Leserschaft in nicht ertragbarer Offenheit Details zum hochlustigen Politiker Cohn-Bendit auf. De Weck gibt keine Antwort auf zehn ausformulierte Fragen der *Weltwoche*.

Die Hinterlassenschaft aus der von 68ern verübten «sexualisierten Gewalt» müsste einem gebildeten Menschen, zudem SRG-Boss, bewusst sein. Womöglich finden wir ihn in der Folge in seinen Exerzitien, der Aufklärungs- und Besinnungswoche für Männer: «Gegen jeglichen Kinder- und Jugendlichenmissbrauch». Das Thema muss deshalb von den Medien besetzt bleiben. *Ilse Oehler, St. Gallen*

Herr de Weck, von Ihnen bin ich wirklich enttäuscht. Wie konnten Sie sich mit Ihrer Laudatio so vor den Karren dieses Opportunisten, Cohn-Bendit, spannen lassen? *A. Müller, Rolle*

In eigener Sache: Gewinner

Ticketverlosung «Menuhin-Festival», Gstaad. Wir gratulieren folgenden Teilnehmern: Elisabeth Aebischer, Zürich; Peter Kissling, Wangen; Martin Schubarth, Lausanne; Urs Meyer, Elsau; Gerhard Munz, Pfäffikon; Hans Hohenstreit, Köniz; Gerhard Wedig, Mollens; Bruno Schneider, Kreuzlingen; Hans Grass, Epinouze; Annemarie Häne, Aroio; Livio Loretz, Niederglatt; Margrit Krawinkler, Bern; Kurt Weiss, Vaduz; Erich Oechslin, Fiesch; Claus G. Grobe, Flüelen; Caroline Meli, Stettlen; Peter Meienberg, Schinznach Dorf; Lars Hostettler, Laupen; Ueli Fiechter, Galmiz; Niklaus Künzi, Steinmaur. *Ihre Weltwoche*



jura.

Das JURA-Qualitätsversprechen

«Unsere Ladenöffnungszeiten: 24 Stunden am Tag, 7 Tage in der Woche.»

Wer sich für einen unserer Kaffeespezialitäten-Vollautomaten ausspricht, entscheidet sich für höchste Qualität von der Beratung über das Produkt bis zu den Serviceleistungen. Zum Beispiel in unserem neuen, exklusiven E-Store unter www.ch.jura.com. Hier erwartet Sie Beratungskompetenz auf höchstem Niveau und aktive Unterstützung, um den für Sie idealen Vollautomaten zu finden. Nutzen Sie:

- Live-Video-Verkaufsberatung
- 2-Stunden-Lieferung im Raum Zürich
- Entspanntes Einkaufen von zu Hause aus
- Innovatives, anwenderfreundliches Online-Store-Konzept

Wir produzieren unsere Geräte nach höchsten Standards und unterziehen sie laufend strengen

Qualitätskontrollen. Ausgebildetes Fachpersonal hilft Ihnen, das für Sie ideale Gerät zu finden und seinen Wert langfristig zu erhalten. Denn Vollautomaten von JURA sollen Ihnen ein Maschinenleben lang Freude bereiten und Sie mit perfekten Kaffeespezialitäten verwöhnen.

Ihr

Emanuel Probst

General Manager JURA Elektroapparate AG

Detaillierte Informationen erhalten Sie unter www.jura.com/qualitaet. Haben Sie Fragen zum JURA-Qualitätsversprechen? Dann schreiben Sie mir (probst@jura.com).

Autorisierte Online-Händler erkennen Sie an diesem Logo:



Verloren im Konsens

Nie in Friedenszeiten hatte die Schweiz so viel Streit mit dem Ausland auszutragen wie heute. Ihr Aussenminister, Bundesrat Didier Burkhalter, drückt sich aber um die Auseinandersetzungen und sucht die Einigung – indem er sich auf den Standpunkt der Gegner stellt. *Von Markus Schär*



«Mit einem zauberhaften Lächeln»: FDP-Bundesrat Burkhalter (4. v. r.) beim Europarat in Strassburg.

«Sie sind aber indiskret», scherzt der Aussenminister in gespielter Entrüstung. «Aber ausnahmsweise werde ich Ihre Frage beantworten.» So verrät der Bundesrat im schriftlich geführten Interview der *Schweizer Revue*, dem von seinem Departement bezahlten Magazin für die Auslandschweizer, was auf seinem Nachttisch liegt: ausgerechnet ein Thriller des US-Bestsellerautors David Baldacci sowie «Conversations avec moi-même» von Nelson Mandela. «Und griffbereit ist auch immer «Die Kunst des Krieges» von Sun Tzu.» Der zweieinhalbtausend Jahre alte Klassiker der Strategie als Bettlektüre für den Aussenminister eines friedlichen Kleinstaats? Für Bundesrat Didier Burkhalter, den viele belächeln, weil er sich mit seinem Hang zur Harmonie und seiner Scheu vor Konflikten selber unsichtbar macht?

Die *Basler Zeitung* meldete den Chef des Eidgenössischen Departements für auswärtige

Angelegenheiten (EDA) kürzlich als vermisst: «Burkhalter, seit 2009 Bundesrat, tritt unauffällig auf, ist meist dunkel gekleidet, wirkt blass und fällt durch seinen welschen Akzent auf. Es wird um schonendes Anhalten gebeten.» Die *NZZ* spottete, der Neuling im EDA habe die Erwartungen auf eine Beruhigung der Aussenpolitik nach Micheline Calmy-Rey übererfüllt. Und die Chefredaktorin des *Matin Dimanche*, Ariane Dayer, frotzelte letzte Woche beim Swiss Media Forum auf die Frage, weshalb der Aussenminister kaum Interviews gebe: «Weil er langweilig ist.»

Schock für die Schweiz

Die Lektüre des chinesischen Klassikers der Kriegskunst empfiehlt sich allerdings für den Repräsentanten der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Noch nie zu Friedenszeiten war das neutrale Land in so viele Konflikte ver-

strickt: wegen der un versteuerten Vermögen auf Schweizer Banken, wegen der Vorzugsbehandlung von ausländischen Unternehmen, wegen der Schranken für die Personenfreizügigkeit, des Zuzugs von Rohstoffhändlern und der Behinderung des Luftverkehrs. Dazu weigert sich die EU, den bewährten bilateralen Weg weiterzugehen wie bisher: Sie will nur noch neue Verträge abschliessen, wenn ein Rahmenabkommen festlegt, welche Institutionen die Verträge überwachen, das Recht weiterentwickeln und die Streitfälle entscheiden. Was die Unterhändler dafür vorschlugen, fremde Richter und fremdes Recht, schockiert die Schweiz. Der Aussenminister muss also wissen, was er zu verteidigen hat – und wie.

«Stell dich dem Kampf», rät Sun Tzu mit dem ersten seiner berühmten zehn Grundsätze. Aber der Klassiker der Kriegskunst lehrt auch: «Der klügste Krieger ist der, der niemals

kämpfen muss.» Deshalb gelte es zuerst die Strategie des Gegners zu vereiteln, darauf die Bündnisse des Gegners aufzubrechen und erst zuletzt die Brücken hinter sich abzubrechen, also zu kämpfen – und zu siegen. Weiss das Sun-Tzu-Leser Burkhalter?

Das Parlament hat genug

«Wer keinen Konsens will, sollte mich nicht wählen», kokettiert der freisinnige Ständerat aus Neuenburg, als er im Juli 2009 seine Ambition für den Bundesrat anmeldet. Didier Burkhalter räumt ein, er sei kein Alphantier und kein *animal politique*. Und er fragt: «Sollte nicht gerade jetzt jemand in die Regierung kommen, der positive statt aggressive Werte verkörpert, der auf den Konsens und nicht auf den Konflikt hinarbeitet?» Das erweist sich als kluge Strategie. Das Parlament hat genug vom Streit, den die Alphantiere Christoph Blocher, Pascal Couchepin und Micheline Calmy-Rey im Bundesrat und sogar in der Öffentlichkeit austrugen. Es zieht am 16. September 2009 den selbstdeklarierten Konsenspfleger dem liberalen Genfer Christian Lüscher und dem christlichdemokratischen Freiburger Urs Schwaller vor.

Damit wählt die Bundesversammlung schon den neunten Bundesrat aus Neuenburg – kein anderer Kanton hat im Verhältnis zur Bevölkerung ein solches Gewicht im Land. Das ehemalige preussische Fürstentum suche seit je den Konsens, erklären die Historiker, weil in der Uhrmacherei die Anarchisten in den Juratälern, die Preussen in der Stadt am See und die zugewanderten Berner – Burkhalter ist Bürger von Sumiswald im Emmental – zusammenarbeiten mussten.

Mit ihrer Behutsamkeit boten sich die Neuenburger als Aussenminister an, seit dem Freisinnigen Max Petitpierre 1945 wurden es alle fünf Bundesräte aus dem Kanton. 23 Jahre lang, von 1970 bis 1993, führten die braven Neuenburger Sozialdemokraten Pierre Graber, Pierre Aubert und René Felber das Aussendepartement; dass die Bundesversammlung 1993 mit Francis Matthey einen weiteren blassen Neuenburger wählte, liess sich die SP aber nicht mehr gefallen. Denn das Departement war bis dahin der Trostpreis: Die führenden Freisinnigen betrieben ihre erfolgreiche Aussenwirtschaftspolitik mit der Handelsabteilung des Volkswirtschaftsdepartements, den rosa Sozialdemokraten im Aussenministerium überliessen sie die Repräsentation.

Didier Burkhalter lebt, 1960 geboren, fast sein ganzes Leben in Neuenburg – das Exotischste an ihm ist seine Ehefrau Friedrun Sabine aus Vorarlberg. Er lernte Volkswirtschaft an der Universität Neuenburg, diente als Kantonssekretär der FDP Neuenburg und führte danach als Gemeinderat die Stadtwerke, die Spitäler, die Polizei und die Feuerwehr der Stadt Neuenburg. Und er sass für seinen Kan-

ton von 2003 bis 2007 als Nationalrat und danach als Ständerat im Bundeshaus: auf Diskretion und Harmonie bedacht, als typischer Neuenburger eben.

Im Innendepartement, das Burkhalter von Couchepin übernehmen musste, fühlte er sich denn auch nicht wohl. In den Konflikten um AHV, BVG und Krankenkassen mit ihren kaum kompromissbereiten Kontrahenten fand er keinen Hauch von Konsens. Bei der erstbesten Gelegenheit, als die kämpferische Micheline Calmy-Rey auf Ende 2011 zurücktrat, flüchtete der Friedliebende deshalb ins Aussendepartement – als weichgespülter Freisinniger folgte er auf die ausgebleichten Sozialdemokraten aus Neuenburg.

Als Aussenminister muss er kaum mehr Gesetze mit Knochenarbeit in den Kommissionen und im Kampf gegen die Lobbys durch die Räte bringen. Diese Freiräume genieße der Bundesrat, stellen Aussenpolitiker fest: In der Kommission lese er stundenlang Skripts herunter und lasse sich danach nicht auf Diskussionen ein; wenn die Adlaten «in zwei Prozent der Redezeit» noch ihre Anmerkungen machen dürften, sei vom Chef schon alles gesagt. Er begegne zwar den früheren Kollegen im Parlament stets «mit einem zauberhaften Lächeln», vertrage Kritik aber schlecht. Deshalb, sagt ein Ständerat, gebe es auch kaum Gelegenheit zum persönlichen Gespräch.

In allen wichtigen Dossiers machen die Bundesräte ihre eigene Aussenpolitik.

Die Interessen der Schweiz im Ausland zu vertreten, ist Aufgabe der Regierung, könnte der Bundesrat einwenden. Das Parlament und das Volk sollen nicht dreinreden – sie müssen darauf vertrauen, dass der Aussenminister mit seinen Diplomaten tatsächlich die Grundwerte des Landes und der Bürger hochhält. Tut er das?

Dem Repräsentanten der Eidgenossenschaft bietet sich beim 50-Jahre-Jubiläum des Beitritts zum Europarat die Chance, die Schweiz zu erklären. Und er packt sie, als er am 23. April in der Parlamentarischen Versammlung seine Rede hält, unter dem Titel «Das glückliche Lächeln der Kinder und die Zukunft Europas». Vor halbleeren Rängen im Strassburger Europapalast tritt er auf als Lehrer der «direkten Demokratie in ihrer reinsten Form», wie sie sich beispielsweise an der Glarner Landsgemeinde erleben lasse, «wo die Bevölkerung auf einem Dorfplatz bei strömendem Regen vier Stunden lang ausharrt, um verschiedene Fragen zu diskutieren».

Was das Schweizer Modell ausmacht, erläutert der Bundesrat mit ein paar kurzen, aber gewichtigen Absätzen. «Die Ausübung der Macht wird durch die Verfassung insofern begrenzt, als der Initiative, der Freiheit und der

Verantwortung des Individuums eine massgebliche Rolle zuerkannt wird», belehrt er die Abgeordneten von Island bis Aserbaidschan. Dazu sei in der Schweiz die Macht nach dem Prinzip der Subsidiarität dezentralisiert, in kollegiale Behörden fragmentiert und durch die halbdirekte Demokratie kontrolliert: «Die wichtigen Fragen werden in der Schweiz immer vom «Souverän» – dem Volk – entschieden.» Das Schweizer Modell, erklärt sein Repräsentant, kombiniere also Liberalismus, Föderalismus und direkte Demokratie mit dem politischen Konsens.

Lieber als über die Eigenständigkeit der Schweiz scheint der Aussenminister allerdings über ihre Einbindung in Europa zu sprechen. Er entschuldigt den zögerlichen Beitritt zum Europarat und zu den Vereinten Nationen damit, «dass die Entscheidungsfindung in einer direkten Demokratie recht lange dauern kann». Er würdigt den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte als «einzigartige Garantie» für das Recht auf dem ganzen Kontinent: «Die Staaten verlieren nur ungern vor diesem Gericht. Das geht der Schweiz nicht anders.» Und er freut sich auf die Ehre, dass die Schweiz nächstes Jahr den Vorsitz der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) übernehmen darf – obwohl er minutenlang erklären muss, weshalb es die Institution aus dem Kalten Krieg noch braucht. Dann kann sich Didier Burkhalter, der als Parlamentarier nie der Aussenpolitischen Kommission, wohl aber der OSZE-Delegation angehörte, als Konsenspolitiker versuchen: «Die OSZE hat sich vielleicht zu oft der Formel «We agree to disagree» bedient. Wir sollten in Zukunft öfter sagen: «We disagree to disagree!»»

Der Auftritt kommt gut an. Didier Burkhalter sollte aber nicht nur das Modell der Schweiz in schönen Reden erklären, sondern die Interessen des Landes in harten Verhandlungen vertreten. Kann das der nette Bundesrat?

Frust im Aussendepartement

Was die Aufgabe des Aussenministers ist, erklärte der Politologe Daniel Möckli nach dem Rücktritt von Micheline Calmy-Rey im «Echo der Zeit». Als Leiter des Center for Security Studies der ETH warf er der abtretenden Aussenministerin vor, dass die aussenpolitischen Berichte unter ihr nicht mehr klargemacht hätten, wofür die Schweiz stehe, und dass aufgrund von persönlichen Problemen in der Landesregierung jeder Bundesrat für sich Sektoraussenpolitik treibe: «Der Aussenminister muss eine Integrationsfigur sein, nicht nur gegenüber der Bevölkerung, sondern auch im Gesamtbundesrat.»

Davon ist nach bald eineinhalb Jahren mit EDA-Chef Burkhalter nichts zu spüren. Er brachte den Bundesrat nicht zu einer gemeinsamen Strategie – so er es denn überhaupt versuchte. Er band das Parlament nicht ein: Als sich



«Stell dich dem Kampf»: Didier Burkhalter mit Gattin Friedrun Sabine.

die Parteispitzen vor zwei Wochen bei den Von-Wattenwyl-Gesprächen mit dem Bundesrat über die konfuse Aussenpolitik aussprechen wollten, fehlte der Aussenminister. Und er schreckte das Volk auf, als er seinen Staatssekretär Yves Rossier salopp über die Verhandlungen zu einem institutionellen Rahmenabkommen mit der EU sprechen liess, aber selber schwieg.

Im EDA breitet sich seit Jahren Frust aus, weil die Bundesräte in allen wichtigen Dossiers ihre eigene Aussenpolitik machen. Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf irrt auf ihren Sololäufen im Steuerstreit herum. Justizministerin Simonetta Sommaruga trifft monatlich die Kollegen der Länder im Schengen-Dublin-Raum. Volkswirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann fliegt für den Freihandel in alle Welt. Infrastrukturministerin Doris Leuthard schlägt sich mit Fluglärm, Landverkehr und Stromabkommen herum. Und sogar Bundespräsident Ueli Maurer wagt sich gelegentlich ausser Landes, wenn es wirklich wichtig ist.

Das ist es bei den Beziehungen mit China. Als Ministerpräsident Li Keqiang in die Schweiz kommt, darf der Aussenminister denn auch nur am Flughafen «nin hao» («guten Abend») sagen. Danach tritt er in den Hintergrund: Vor den Kameras unterschreibt Johann Schneider-Ammann die wichtigen Übereinkommen und betreut Ueli Maurer den hohen Gast.

«Ja, es sind fremde Richter»

Für Didier Burkhalter mit seinem EDA bleiben ein paar Aufgaben, die er liebt: das Repräsentieren in Uno, Europarat oder OSZE und das Parlieren mit seinen Amtskollegen der Nachbarländer. Und eine, die er scheut: der Streit um das grundsätzliche Verhältnis der Schweiz zur EU.

«Es ist von grosser Bedeutung, dass die Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU gut funktionieren», betont der Aussenminister in einer Rede, die er am 22. April am Europa-Forum in Luzern hält. «Um dies sicherzustellen, arbeiten wir derzeit gemeinsam daran, den bilateralen Weg zu renovieren.»

Weshalb es diese Renovation braucht, sagt er nicht. Zwar funktionieren die beiden Pakete von bilateralen Abkommen gut. Aber die EU möchte das Musterland, das sich beflossener

Die Schweiz müsse «mehr Souveränität» abtreten, sagt Burkhalters persönlicher Berater.

ans gemeinsame Recht hält als die meisten Mitgliedstaaten, völlig einbinden. Und die Schweizer Regierung kommt ihr willfährig entgegen. «Die Schweiz ist für die EU ein wichtiger Partner», weiss Didier Burkhalter immerhin. Doch aus dieser Tatsache, die jede Handelsstatistik belegt, leitet er nur eine Bitte ab: «Wir erwarten, dass unsere Eigenheiten und Charakteristika auch in einem renovierten bilateralen Weg berücksichtigt werden.»

Von den Schweizer Werten, die der Aussenminister in Strassburg beschwor, vor allem von der Souveränität, findet sich aber nichts im Bericht zu einem Rahmenabkommen, den das EDA Mitte Mai durchsickern lässt. Die Schweiz soll das Recht der EU automatisch übernehmen, gerüchteweise sogar das bestehende. Und vor allem soll in letzter Instanz der Europäische Gerichtshof entscheiden: «Ja, es sind fremde Richter», räumt Staatssekretär Yves Rossier patzig ein, «es geht aber auch um fremdes Recht.»

Will Bundesrat Burkhalter wirklich in Verhandlungen einsteigen, indem er vom Standpunkt der Gegenseite ausgeht? Das muss annehmen, wer die Schriften des Beraters nachliest, der Anfang Jahr beim Aussenminister anheuerte: Daniel Möckli. Im Streit um die institutionellen Fragen sei mit einer Zuspitzung zu rechnen, hielt er schon in einer Studie vom April 2012 fest: «Nach dominierender Schweizer Lesart suchen zwei gleichberechtigte Partner nach einer Kompromisslösung, welche die gegenseitige Souveränität respektiert. Im Gegensatz dazu behandelt die EU die Schweiz zunehmend als Teilnehmer am Binnenmarkt, dessen privilegierter Status sich gegenüber den anderen EU- und EWR-Marktteilnehmern nicht länger rechtfertigen lässt.» Viel Spielraum für Kompromisse lasse diese Sichtweise nicht zu.

Daraus schliesst Möckli – und offenbar auch Burkhalter: «Mittelfristig wird die Schweiz kaum darum herumkommen, als Preis für den Zugang zum für sie existenziell wichtigen Binnenmarkt analog zu anderen Staaten mehr Souveränität abzutreten.» Das führe allerdings innenpolitisch zu einem Problem, denn in der Schweiz sei das Image der EU schlechter denn je. «Hauptaufgabe der Entscheidungsträger in Politik und Verwaltung in den kommenden Monaten wird demnach sein, das innenpolitische Terrain für eine dereinstige Paketlösung mit der EU zu verbessern. Mit politischer Rhetorik, welche die heutige Souveränität der Schweiz überzeichnet, die Europa-Skepsis schürt, die Schweiz als verhandlungspolitisch «auf Augenhöhe» mit der EU darstellt und den Ball immer wieder Brüssel zuspiziert, wird dies nicht gelingen.»

Diese Kommunikationsoffensive scheint jetzt anzulaufen. Die Botschaft heisst: Die Schweiz muss für den Zugang zum europäischen Binnenmarkt ihre Souveränität opfern – oder im Abseits einen hohen Preis zahlen. Und weder Bundesrat Burkhalter noch sein Berater Möckli scheinen zu fragen: Weshalb belassen es die Partner nicht bei den gut funktionierenden, für beide Seiten höchst interessanten Verträgen? Wofür braucht es weitere Abkommen, und wer zöge den grösseren Nutzen daraus? Und wie sähe die Lage für die Schweiz nach einem Scheitern von Verhandlungen wirklich aus?

Der harmoniebedürftige Aussenminister strebt den Konsens an, indem er sich die Sicht des Gegners zu eigen macht. Er sollte nochmals bei Sun Tzu nachschlagen. Der Klassiker der Kriegskunst lehrt zwar, der klügste Kämpfer sei jener, der niemals kämpfen muss. Aber dazu kommt es nicht dank Nachgeben: «Die höchste Form der Kriegsführung ist die Zerstörung des Willens seines Feindes, um so allen Angriffen vorzubeugen», schrieb der chinesische Stratege um 500 vor Christus. In der EU hat man ihn auch gelesen – und verstanden. ○

«Sie idealisieren die Schweiz gewaltig»

Braucht die Schweizer Wirtschaft den europäischen Binnenmarkt wirklich? Ist er besser als Freihandel? Wie soll der Bundesrat auf den EU-Druck reagieren? Antworten von Professor Dieter Freiburghaus, einem der besten Kenner der Europapolitik. Von Philipp Gut, Roger Köppel und Fabian Unternährer (Bild)



«Alles ist wandelbar, auch die direkte Demokratie»: Politologe Freiburghaus.

Professor Freiburghaus, die Schweiz steht vor schicksalhaften Verhandlungen mit der EU. Es geht um die Frage, wie sich die Schweiz institutionell anpassen muss, um weiterhin Zugang zum europäischen Binnenmarkt zu haben. Klären wir zuerst die Begriffe: Was genau ist ein Binnenmarkt?

Es gibt zwei Stufen. Die erste ist das Freihandelsabkommen von 1972, mit dem die Zölle zwischen der Schweiz und der heutigen EU wegfielen. Das ist ein sehr einfaches Niveau, das wir allerdings etwa mit den USA bis heute nicht erreicht haben. Bald zeigte sich, dass dennoch Beschränkungen bestehen blieben: die sogenannten nichttarifären Handelshemmnisse. Das sind Zehntausende von nationalen Vorschriften, Verwaltungsprozeduren und so weiter. Die Deutschen liessen etwa das belgische Bier nicht zu, weil es nicht dem deutschen Reinheitsgebot entsprach.

Konnte man vorher keinen Lamborghini-Traktor in die Niederlande exportieren?

Doch, aber es war sehr kompliziert. Man musste die Maschinen nach den unterschiedlichen Normen der Abnehmerländer herstellen und zertifizieren lassen. Man musste also zahlreiche verschiedene Modelle bauen. Oder nehmen Sie die Diplome: Nach dem Ungarnaufstand kamen bestens qualifizierte Ärzte in die Schweiz, die hier nochmals ein Studium absolvieren mussten. Das war der Zustand vor dem Binnenmarkt – staatlicher Protektionismus vom Feinsten. Das erklärt auch, warum die Schweizer Linke heute so vehement gegen den Binnenmarkt antritt: Seine Liberalisierungskraft gefährdet den Protektionismus der flankierenden Massnahmen.

Der Binnenmarkt sei zu einem Bürokratie- und Paragrafenmonster mit planwirtschaftlichen Zügen ausgewuchert, sagen Kritiker. Ist er noch dieses liberale Projekt?

Gehen Sie in einen spanischen Supermarkt: Dann sehen Sie, dass dort tatsächlich Produkte aus ganz Europa stehen. In der Substanz hat der Binnenmarkt funktioniert. Ein Teil der Normen überbordete allerdings bürokratisch, wobei das meist nicht die Schuld der EU-Kommission ist, sondern einzelner Mitgliedstaaten, die protektionistische Regeln aufrechterhalten wollen.

Diese EU will Schweizer Kantone vorschreiben, wie sie ihre Steuerpolitik zu gestalten haben. Wo bleibt die freie Marktwirtschaft?

Solche Forderungen haben mit dem Binnenmarkt fast nichts zu tun. In Steuerfragen übt

die EU – wie auch die USA oder die OECD – über ganz andere Kanäle Druck aus. Ihr Vorgehen gegen die Schweizer Holdingbesteuerung begründete sie denn auch mit dem alten Freihandelsabkommen.

Findet hier nicht eine unheilige Verknüpfung statt, nach dem Muster: «Schweizer, wenn ihr im Binnenmarkt mitmachen wollt, müsst ihr eure Steuern anpassen»?

Man muss es analytisch auseinanderhalten: Die Fragen der institutionellen Lösung betreffen allein das Binnenmarktabkommen. Dennoch gibt es eine informelle Verbindung: Je mehr Sie in einen Markt eingebunden sind, desto mehr werden die andern darauf achten, nicht benachteiligt zu werden.

Täuscht der Eindruck, oder hat sich der Binnenmarkt nach Maastricht in eine Richtung entwickelt, die aus Schweizer Sicht Sorge bereiten müsste?

Die Schweiz übernimmt ständig geschätzte fünfzig Prozent des neuen EU-Rechts. Probleme tauchen dort auf, wo der Europäische Gerichtshof das Recht weiterentwickelt, etwa bei der Unionsbürgerrichtlinie. Die EU hat den Binnenmarkt immer als Prozess der Gesamtintegration betrachtet. Insofern ist er für sie eine Art Metapher – denn man will ja mehr. Schengen etwa folgte nicht zwangsläufig aus der Personenfreizügigkeit. Schengen ist nicht Binnenmarkt.

Die Unionsbürgerrichtlinie bedeutet, dass sich jeder EU-Bürger in der Schweiz niederlassen und Sozialleistungen beziehen kann?

Die Richtlinie ist sehr umfassend und betrifft nicht nur den Arbeitsmarkt, sondern auch Renten, Sozialleistungen und so weiter. EU-Bürger können aber nicht – auch die NZZ schrieb das falsch – als Sozialhilfebezüger einwandern. Sie müssen zuerst gearbeitet haben, um Leistungen zu beziehen. Deshalb haben ja die Franzosen die rumänischen Zigeuner wieder nach Hause geschickt. Das war Armutseinwanderung, und die gibt es auch in der EU nicht.

Didier Burkhalter's Aussendepartement liess verlauten, die Schweiz werde diese Richtlinie im Rahmen der institutionellen Lösung übernehmen müssen.

Das steht noch nicht fest, einen Automatismus gibt es nicht. Zuerst müsste man feststellen, ob das binnenmarktrelevant ist oder nicht. Und politisch könnte man die Einführung der Unionsbürgerschaft immer noch ablehnen.

Die Steuerfragen hätten nichts mit dem Binnenmarkt zu tun, sagen Sie. Doch argumentieren Bundesrat und Wirtschaftsverbände nicht genau so: «Wir brauchen den Zugang zum Binnenmarkt, darum müssen wir der EU entgegenkommen und unser Steuerregime anpassen»?

Der Druck kommt sowieso. Machen wir uns keine Illusionen: Der automatische In-

formationsaustausch ist gegessen, auch die Änderung der kantonalen Holdingsteuern. Die EU hat von den Amerikanern gelernt: Man muss nur ein bisschen die Schrauben anziehen, dann gibt die Schweiz nach. Auch Deutschland hat schon deutlich mit Retorsionsmassnahmen gedroht. Die europäischen Staaten brauchen jetzt einfach Geld, und sie sehen, dass in der Schweiz Geld zu holen ist, wenn man genug Druck ausübt.

Würden denn die Amerikaner einen Handelsvertrag abschliessen, der sie verpflichtet, sich einer dynamischen Rechtsentwicklung im EU-Raum auszusetzen?

Natürlich nicht.

Kann sich die Schweiz nicht auch auf diesen Standpunkt stellen? Immerhin besteht ein funktionierendes Freihandelsabkommen.

Die Rückkehr zum Freihandel wäre eine Katastrophe für die Schweiz. Die Personenfreizügigkeit würde nicht mehr funktionieren. Die Schweiz hat zwanzig Jahre lang grosse Anstrengungen unternommen und riesige Summen aufgeworfen, um in den Binnenmarkt reinzukommen. Das hat sie nicht umsonst gemacht. Der Austritt aus dem Binnenmarkt wäre ein gigantisches Handicap für die Wirtschaft.

Die Schweiz war vor den bilateralen Abkommen auch nicht das totale Armenhaus.

Damals hatten alle gleich lange Spiesse. Ein deutscher Dienstleister hatte ebenfalls keinen Zugang nach Frankreich. Doch wenn von drei Ländern zwei gegenseitig die Schranken niederreissen, hat das dritte das Nachsehen.

Die EU zeigt mit dem Finger auf die Schweizer Holdingsteuern, während nichts geschieht, wenn Deutschland die Sonnenenergie mit Milliarden subventioniert und damit die Schweizer Wasserkraft benachteiligt. Ist sie nicht selber so etwas wie eine imposante Ansammlung wettbewerbsverzerrender Massnahmen?

In den traditionellen Bereichen hat die EU sehr viele Subventionen abgebaut. Kohle, Autos, Flughäfen können nicht mehr subventioniert werden. Bei der Solarenergie sagt Deutschland: «Wir bauen etwas Neues auf, das ist Innovationsförderung.» Das ist nun mal das Hobby der Deutschen. Und die EU geht nicht dagegen vor, weil man es für eine Neuentwicklung hält.

Chefdiplomat Yves Rossier sagte, die Schweiz müsse «fremde Richter» akzeptieren, es gehe ja auch um fremdes Recht. Das hat eine gewisse Logik: Man kann nicht dabei sein wollen, ohne dabei zu sein.

Mit Verlaub: Rossiers Idee, dass der Europäische Gerichtshof in Streitfällen zwischen der Schweiz und der EU entschiede, ist inakzeptabel. Das wären dann tatsächlich fremde Richter. Das kommt nicht in Frage. Klar ist aber auch: Für eine konsequente Umset-

zung gemeinsamer komplexer Verträge braucht es eine Art Gericht. Man kann nicht den Fünfer und das Weggli haben und sagen: «Wir sind überall dabei, aber ein Rechtsverfahren akzeptieren wir nicht.»

Das würde Burkhalter wohl auch sagen.

Es gibt kein einziges Land auf der Welt, das bereit wäre, ein Gericht über sich urteilen zu lassen, an dem es nicht teilhat. Wäre die Schweiz Mitglied der EU oder träte sie dem EWR doch noch bei, wäre es anders, dann könnte sie Richter entsenden und mitbestimmen. Man darf sich nichts vormachen: Die EU schloss nur deshalb so viele bilaterale Abkommen mit der Schweiz ab, weil der Bundesrat sagte, sein Ziel sei der Beitritt. Doch inzwischen hat Brüssel gemerkt, dass davon keine Rede sein kann.

Folgt aus Ihrer Argumentation nicht, dass eine gerichtliche Schiedsinstanz nötig ist?

Jeder Jurist wird Ihnen bestätigen, dass es sinnvoll sei, über solch komplexe Rechtssysteme durch Richter entscheiden zu lassen. Aber das heisst noch lange ist, dass dies auch im Interesse der Schweizer Politik sein muss.

Was würden Sie empfehlen: Was sollte der Bundesrat heute tun?

Nichts. Für mich kann die Lösung nur heissen: EWR! Wir haben heute praktisch das gleiche Recht wie im EWR. Dort, wo noch Unterschiede bestehen, wären wohl Ausnahmen möglich.

Hat die EU letztlich recht, wenn sie die schizophrene Lage der Schweiz – die drin und draussen sein will – für unmöglich erklärt?

Sie hat nicht nur recht, es ist aus ihrer Sicht eine Selbstverständlichkeit. Die EU kann einen Drittstaat wie die Schweiz gegenüber den Mitgliedsländern nicht privilegieren.

Die Schweiz gründet ihr Selbstverständnis seit dem Bundesbrief auf die Abwehr «fremder Richter». Trägt diese Rütlichswur-Rhetorik noch, oder ist sie nur noch Folklore?

Der Bundesbrief hat mit der heutigen Schweiz wenig zu tun, eine gemeinsame Aussenpolitik gibt es erst seit 1848. Tatsache ist: Die Welt verrechtlicht sich immer mehr – zum Vorteil der kleinen Länder, die ja nicht die gleichen Machtmittel haben wie die USA. Gegen den Europäischen Gerichtshof können Sie meinetwegen den Bundesbrief zitieren, obwohl es etwas lange her ist. Aber bei einer Mitgliedschaft im EWR wäre es anders: Die Rede von «fremden Richtern» wäre dann schlicht falsch.

Immerhin hat das Volk den EWR abgelehnt.

Nichts ist in Stein gemeisselt. Hätte der Bundesrat damals nicht die Kamikazestrategie des Beitritts gefahren, wäre der EWR wahrscheinlich sogar angenommen worden.

Was muss die Schweiz in den Verhandlungen mit der EU unbedingt als Stellschraube in der Hand behalten? Sind direkte Demokratie und Steuerhoheit verhandelbar?

Es gibt nichts, was wir nicht aufgeben könnten. Als ein paar freisinnige Eliten 1848 den Bundesstaat schufen, gab es kaum Volksrechte. Jedes Land befindet sich in einem Wandlungsprozess. Das Genie besteht darin, sich der veränderten Welt anzupassen. Das einzig Unverzichtbare für ein rohstoffarmes Land wie die Schweiz sind die Märkte: Unser Wohlstand basiert darauf, dass wir Handel treiben und exportieren können.

Es geht auch um politische Errungenschaften. Wenn die Schweiz nicht mehr freier sei als die Nachbarstaaten, verliere sie ihre Daseinsberechtigung, sagte der Historiker Herbert Lüthy.

Das ist Unsinn. Was wollen Sie denn den Polen oder Zypern sagen? Das sind auch Völker mit einer eigenen Geschichte.

Sie halten die direkte Demokratie für verzichtbar?

Natürlich nicht. Ich sage nur: Alles ist wandelbar, auch die direkte Demokratie. Wenn Sie solche Werte gegen jede Anpassung immunisieren wollen, sind Sie gegen die Schweiz. Die Wandelbarkeit gehört zu ihrem Wesen.

Dann käme auch ein EU-Beitritt in Frage?

Die Anpassung und der Souveränitätsverlust bei einem Beitritt wären massiv. Deshalb will das auch niemand – ausser ein paar «Visionäre». Denken Sie nur schon an eine Volksabstimmung über die Erhöhung der Mehrwertsteuer auf zwanzig Prozent! Chancenlos!

Und der Binnenmarkt rüttelt nicht an den Grundfesten der Schweiz?

Absolut nicht. Der grösste Teil des Binnenmarkts sind Kinkerlitzchen. Glauben Sie, die Norweger litten unter dem EWR? Das spürt doch niemand!

Liberaler Leuchtturm wie Willy Bretscher oder Theodor Gut warnten davor, die institutionellen Besonderheiten des Landes für wirtschaftliche Vorteile über Bord zu werfen. Die Schweiz sollte sich nicht aufgeben, nur weil wir in Europa ein paar Velos mehr verkaufen möchten, schrieb in dieser Tradition Markus Somme in der Basler Zeitung.

Wer so etwas behauptet, weiss nicht, wovon er spricht. Es geht nicht um ein paar Velos, sondern um einen gigantischen Markt. Das Handelsvolumen der Schweiz beträgt eine Milliarde Franken – pro Tag.

Aber seien wir ehrlich: Die Handelsbeziehungen mit der EU stehen doch nicht ernsthaft vor einem Abbruch.

Wenn die Schweiz die Abkommen gefährdet, wird die EU sagen: «Schön, ihr könnt morgen wieder kommen. Dann fangen wir wieder von vorne an.» Denn eines darf man nicht vergessen: Der Schaden bei einem Scheitern des bilateralen Wegs wäre für die Schweiz viel grösser als für die EU.

Ist so sicher, wer die längeren Hebel hat? Die Schweiz ist ein wichtiger Handelspartner der EU. Wenn wir den Gotthard schliessen ...

Beide haben ein Interesse an den gegenseitigen Beziehungen. Aber wenn es nicht mehr geht, ist das für die EU eine kleine Erkältung – und für die Schweiz ist es tödlich.

Aussenminister Burkhalter will das Verhältnis zur EU auf eine neue Grundlage stellen. Ginge es denn nicht auch ohne neue Instanzen und Gerichte?

Doch, es kann auch weiterhin funktionieren. Die Frage ist einzig, welche «Folterinstrumente» die EU erfinden wird, um ihre Forderungen durchzukriegen. Herr Burkhalter ist ein Zögerer und Zauderer. Er hat den Euro-Turbo Rossier an Bord geholt, den er nicht nur verhandeln, sondern auch zu den Zeitungen reden lässt – für mich unverständ-

**SPARE-RIBS
STATT
SPARMASSNAHMEN.**

Männer, zurück an den Grill.

Bell
BARBECUE

Sparmassnahmen? Nicht bei dir auf dem Grill! Denn dort brutzelt für jeden etwas Saftiges. Beraten wirst du dabei von unserer Grill-App mit dem täglich überraschenden Grillkalender und super Gewinnen. Hol sie dir: www.bellbarbecue.ch

lich. Es gibt eine Tradition schwacher Neuenburger Aussenminister. Allerdings waren es in der Vergangenheit Sozialdemokraten. Sie haben sich seit Jahrzehnten mit der Europapolitik auseinandergesetzt. Welches war Ihre persönliche Motivation, in dieses Thema so intensiv einzusteigen?

Es ist intellektuell sehr stimulierend, gerade in seiner Komplexität. Wir haben es bei der EU mit einem staatsähnlichen und zugleich völlig staatsunähnlichen Gebilde zu tun. Der Prozess des europäischen Zusammenschlusses ist absolut einmalig, das hat es zuvor in der Geschichte nicht gegeben. Und für die Schweiz war früh absehbar, dass Europa zu einer Art Schicksalsfrage werden würde.

In Solothurn haben Sie sogenannte Europa-Seminare für Schweizer Beamte geleitet, Sie sind also so etwas wie der Europa-Lehrmeister der Berner Bürokratie. Wie europäisch sind die Beamten wirklich?

Es gibt einige Euro-Turbos, aber die meisten sind es nicht. Viele von ihnen sind Juristen. Sie möchten gern, dass die Sache klar und einheitlich ist – wie es jeder Beamte will. Insofern verstehen die Schweizer Beamten ihre Brüsseler Kollegen durch ihre Profession und aus der Beamtenlogik heraus.

Weil Nachgeben einfacher ist als Widerstand?

Nicht unbedingt. Nehmen wir ein Beispiel: Aus Brüssel kommt eine neue Verordnung zur Reinhaltung der Luft. Wir haben ein Gesetz, wonach jede Anpassung auf ihre Euro-Kompatibilität untersucht werden muss. Der Beamte wird in den meisten Fällen die Brüsseler Vorgaben zur Umsetzung empfehlen.

Europa kämpft mit riesigen Problemen. Kristallisiert sich aus der Krise ein europäischer Superstaat heraus? Oder zerfällt die Struktur in ihre Einzelteile?

Ich schreibe an einem Artikel «Der Untergang Europas». Er fängt harmlos an und wird immer dramatischer. Am Schluss landen serbische Fallschirmjäger auf dem Amselfeld im Kosovo. Der Text ist ein Kassandrarufer.

Glauben Sie, dass die EU untergeht?

So komplexe gesellschaftliche Prozesse kann niemand voraussagen. Wenn Sie mich festnageln, würde ich heute sagen: Mit siebzig Prozent Wahrscheinlichkeit geht die Währungsunion unter. Ökonomisch gehen zu viele Dinge nicht auf.

Was kommt nach dem Scheitern? Ein Zusammenschluss der Spitzenstaaten?

Deutschland und Frankreich waren immer der Kern. Ohne sie ging nichts. Bisher haben sich der deutsche Kanzler und der französische Präsident immer gefunden. Doch jetzt hat sich Präsident Hollande zum Sprecher des Club Méditerranée gemacht – damit findet er nicht mehr mit Merkel zusammen. Wenn Deutschland und Frankreich sich aber nicht einigen, ist das Europaprojekt, wie wir es kennen, kaputt.

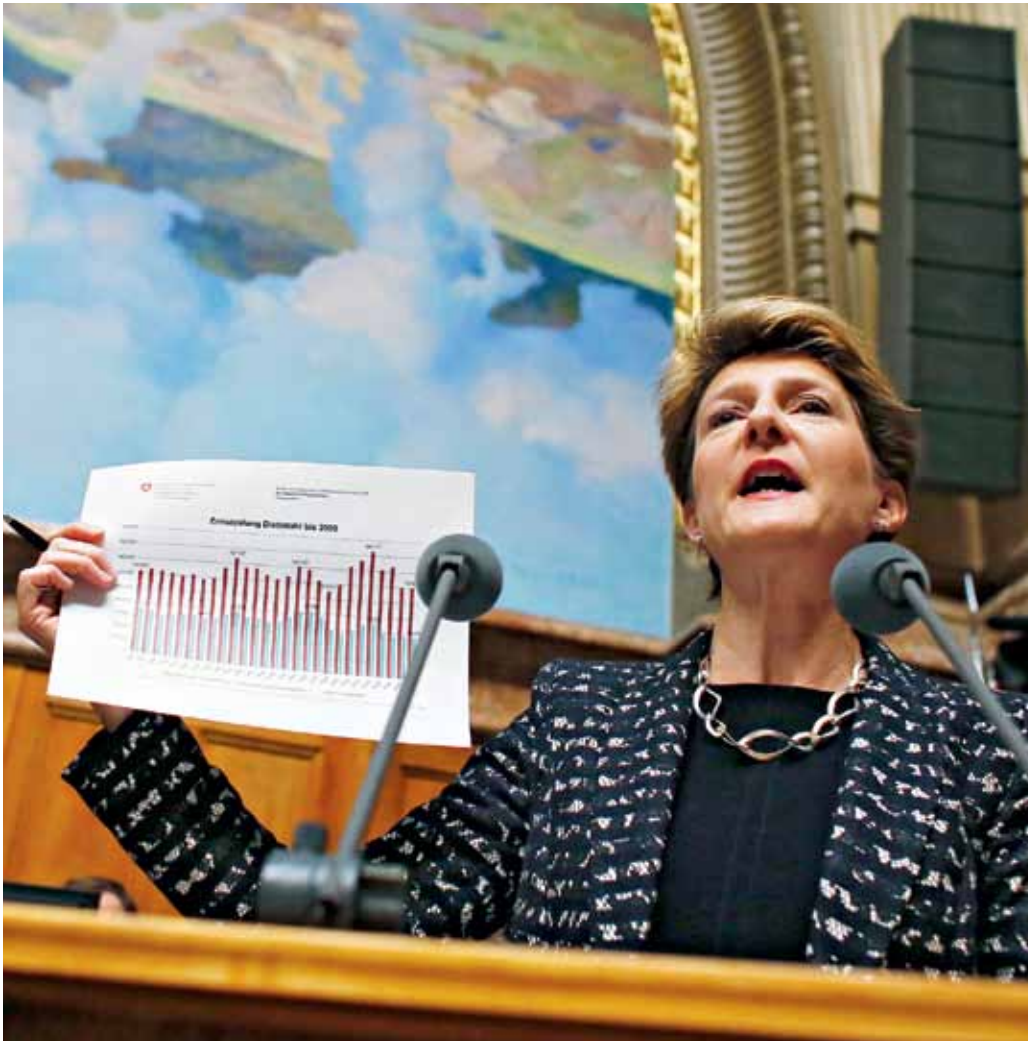
Zeigt sich das Drama der EU nicht auch darin, wie sie die Schweiz behandelt? Das Land hat der Union doch nie wirklich Probleme bereitet. Die EU offenbart sich als Verband unflexibler Pedanten, während sich die Schweiz beweglich und erfolgreich durch die Stürme der Geschichte bewegt hat.

Jetzt idealisieren Sie die Schweiz aber gewaltig! Es ist eher umgekehrt: Die EU ist so sehr mit sich selber beschäftigt, dass sie in den institutionellen Fragen kaum grossen Druck auf die Schweiz ausüben wird. Daher können wir uns ruhig weiter durchwursteln. Was übrigens keine Frage der Wahl ist: Die Schweizer Aussenpolitik ist gar nicht in der Lage, etwas anderes zu machen, als sich durchzuwursteln. Die Schweiz hat das Glück, dass ihr politisches System zu keiner Strategie fähig ist.

Dieter Freiburghaus ist emeritierter Professor am Institut de hautes études en administration publique (IDHEAP) in Lausanne.

Ruhe nach dem Sturm

Die Asylgesetzrevision, über die am 9. Juni abgestimmt wird, zeigt bereits erste Wirkung: Die Zahl der neuen Gesuche sinkt. Von einer Trendwende zu sprechen, ist allerdings zu früh. Durch die Wirtschaftskrise in den Südländern wird sich das Asylproblem weiter verschärfen. *Von Andreas Kunz*



Mehr Rechtsschutz: Justizministerin Sommaruga.

Bald ein Jahr ist es her, seit das Asylwesen im Bundeshaus die Raumtemperatur merklich erhöhte. Vom Rednerpult aus beschimpften sich die Nationalräte als «Gutmenschen» oder als «Fremdenfeinde». Am Schluss der Debatte musste der damalige Nationalratspräsident Hansjörg Walter (SVP) seine Kollegen sogar bitten, den Hinterausgang zu nutzen. Auf dem Bundesplatz, wo Flüchtlingsverbände, Hilfsorganisationen und Autonome gegen die «menschenverachtende Asylpolitik» demonstrierten, konnte die Sicherheit der Parlamentarier nicht mehr gewährleistet werden.

Im ganzen Land hatten sich die Emotionen angestaut: Die Zahl der Asylbewerber erreichte Rekordwerte, jeden Tag gelangten mehr Nordafrikaner über Italien in die Schweiz, frech und fordernd, sorgten viele davon für Unruhe. In den Empfangszentren des Bundes bildeten sich Brennpunkte, die Krimi-

nalität stieg rasant, praktisch täglich war in den Medien von Übergriffen junger Tunesier zu lesen, in einigen Dörfern taten sich die Bewohner sogar zu Bürgerwehren zusammen.

Übriggeblieben ist wenig

Dringliche Massnahmen taten not. Über rekordverdächtige 41 Anträge stimmte der Nationalrat im letzten Juni ab. Darunter gab es solche wie die Streichung der Sozialhilfe für Asylbewerber oder die Einschränkung des Familiennachzugs, die bis in den Herbst hinein für Schlagzeilen sorgten, als der Ständerat über das Asylwesen debattierte – und viele der vom Nationalrat geplanten Verschärfungen wieder kassierte.

Übriggeblieben ist in der Gesetzesrevision am Ende wenig, was überhaupt den Titel «Verschärfung» rechtfertigen würde. Nothilfe für Asylbewerber? Vom Ständerat verworfen.

Ebenso die geplante Einschränkung des Familiennachzugs. Entsprechend fielen die Reaktionen in den beiden politischen Lagern aus. «In der Gesamtbilanz können wir zufrieden sein», sagte SP-Nationalrätin Silvia Schenker nach der Debatte. «Die Gesetzesrevision bewirkt zu wenig und wird das Asylproblem nicht lösen», sagte ihr Gegenspieler Gerhard Pfister (CVP).

Zwei Punkte mit Erregungspotenzial

Wenn am 9. Juni über die Vorlage abgestimmt wird, geht es hauptsächlich darum, Voraussetzungen für Pilotprojekte zu schaffen, mit denen neue Verfahrens- und Vollzugsabläufe getestet werden sollen. Renitente Asylbewerber sollen neu in einem eigenen Sonderzentrum untergebracht werden können. Zudem soll der Bund eigene Anlagen als Asylunterkünfte nutzen können, ohne von den Gemeinden eine Bewilligung zu benötigen.

Es sind alles Massnahmen, deren Notwendigkeit selbst von den Gegnern der Revision kaum angezweifelt wird. So konzentrieren sie ihren Widerstand auf die zwei einzigen Punkte, die im Abstimmungskampf überhaupt noch ein gewisses Erregungspotenzial besitzen: die Abschaffung des Botschaftsasyls sowie die Streichung von Wehrdienstverweigerung und Desertion als Asylgründe.

Damit wird auf die beiden einzigen verbliebenen Massnahmen in der Gesetzesrevision fokussiert, die überhaupt zu einer geringeren Zahl von neuen Gesuchen führen könnten. Obwohl eritreische Deserteure weiterhin in der Schweiz bleiben dürfen, weil eine Rückkehr in ihre Heimat laut Bundesverwaltungsgericht «unzumutbar» ist, hat sich ihre Zahl seit Inkrafttreten der Revision Anfang Oktober letzten Jahres deutlich verringert. Stellten im dritten Quartal 2012 noch 1120 Eritreer ein Asylgesuch, waren es im vierten Quartal 861. Im ersten Quartal des laufenden Jahres sank die Zahl sogar auf 545 Gesuche. Innerhalb eines halben Jahres hat sich die Zahl der eritreischen Gesuche also um mehr als die Hälfte verringert. Noch ist es allerdings zu früh, von einer Trendwende zu sprechen, wie das Bundesamt für Migration (BfM) mitteilt. «Es bleibt abzuwarten, ob der seit November 2012 feststellbare Rückgang der Asylgesuche aus Eritrea vorübergehend und primär jahreszeitlich bedingt ist oder ob eine Verlagerung der Asylgesuche eritreischer Staatsangehöriger in andere europäische Staaten, vorwiegend nach Schweden und Norwegen, stattfindet»,

schreibt das Amt in seinem Kommentar zu den aktuellen Quartalszahlen.

Die Abschaffung der Botschaftsgesuche hat zwar bislang nur geringen Einfluss auf die Zahl der Einreisen. Wer bereits früher mit seinem Gesuch Aussicht auf Erfolg hatte, kann nach wie vor auf eine Einreisebewilligung hoffen. Denn die allermeisten dieser Gesuche stammen von Familienmitgliedern von Asylananten, die bereits eine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz haben und deshalb von ihrem – unangetastet gebliebenen – Recht auf Familiennachzug Gebrauch machen können.

Trotzdem ist die Massnahme für die Behörden wirksam, weil dadurch Tausende aussichtsloser Anträge, deren Bearbeitung aufwendig und teuer ist, verhindert werden können. Über 14 000 Botschaftsgesuche sind noch immer hängig. Allein 2011 stellten über 6000 Personen auf einer Schweizer Auslandsvertretung ein Asylgesuch. Im Schnitt führten in den letzten Jahren jedoch nur 11 Prozent der Botschaftsgesuche zu einer Einreise. Und weniger als die Hälfte der Bewerber erhielt später auch tatsächlich Asyl. «Im grössten Teil der Fälle» handelte es sich um Familienzusammenführungen, die auch weiterhin möglich sein werden, wie BfM-Direktor Mario Gattiker Ende letzten Jahres bilanzierte.

Auffallend selten genutzt wird seit letztem Oktober die neu geschaffene Möglichkeit, auf

Schweizer Auslandsvertretungen ein «humanitäres Visum» zu stellen. Wie das BfM mitteilt, haben bisher nur gerade sechs Asylbewerber einen solchen Antrag gestellt, mit dem an Leib und Leben bedrohte Flüchtlinge trotz Abschaffung der Botschaftsgesuche in die Schweiz einreisen dürfen.

Von einer Normalisierung weit entfernt

So können die wenigen Verschärfungen, die im Parlament beschlossen wurden und Anfang Juni zur Abstimmung gelangen, bislang durchaus als Erfolg gewertet werden. Dies zeigen auch die Zahlen: Im ersten Quartal 2013 wurden in der Schweiz 5759 Asylgesuche gestellt, was einem Rückgang von rund 20 Prozent gegenüber dem Vorjahr entspricht. Auch wenn es sich bei den Asylbewerbern und Schlepperbanden herumgesprochen haben sollte, dass die Schweiz ihre Attraktivität als Gastland senken will, bleibt die Anziehungskraft der Alpenrepublik hoch. Weiterhin bietet kein anderes europäisches Land ausser Schweden grosszügigere rechtliche und finanzielle Unterstützung für Asylbewerber als die Schweiz. Den Rechtsschutz will Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) künftig sogar noch ausbauen.

Von einer Normalisierung und einem Rückgang der Gesuche auf rund 15 000 pro Jahr wie vor den arabischen Revolutionen ist das Asylwe-

sen weit entfernt. Auch das BfM erwartet, dass die Zahl neuer Anträge in den Sommermonaten wieder zunehmen wird. Aufgrund der Wirtschaftskrise komme vor allem «der Weiterwanderung aus anderen europäischen Staaten, insbesondere aus Italien und Spanien, eine grosse Bedeutung» zu, schreibt das BfM im aktuellen Quartalsbericht. Fachleute vermuten, dass vor allem Afrikaner in die Schweiz kommen werden, die zuvor jahrelang illegal im Ausland gearbeitet hatten und nun weiterziehen. Aus Marokko zum Beispiel landeten die meisten Flüchtlinge bisher traditionell in Spanien. Im letzten Jahr allerdings stieg die Zahl der ihrer Gesuche in der Schweiz um 88 Prozent auf 931 – für Experten im BfM eine «klare Auswirkung der Krise».

Auch in Süditalien sind seit der letzten Märzwoche gemäss BfM wieder mehr Flüchtlinge gelandet, und eine weitere Zunahme sei in den kommenden Monaten «wahrscheinlich». Rund 10 Prozent der Personen, die an der Küste Italiens landen, stellen erfahrungsgemäss noch im selben Jahr in der Schweiz ein Asylgesuch. Und während die Zahl der Anträge von Eritreern in der Schweiz zwar abgenommen hat, nahmen im ersten Quartal 2013 die Gesuchszahlen von Nigerianern (plus 8 Prozent gegenüber dem Vorjahr) sowie von Tunesiern (plus 18 Prozent) zu. Beides Ethnien, die in den letzten Jahren für den grössten Zündstoff in der Asyldebatte sorgten. ○

Schneller surfen? Wird langsam Zeit.

Smart your phone. Unlimitiert surfen mit High Speed Internet, unlimitierte Anrufe und SMS/MMS – sogar ins Ausland. Hol dir dein All-in Smartphone-Abo für die Welt.



**Sunrise
NOW**
Das Smartphone-Abo.



Samsung
Galaxy S4

1. CHF
statt CHF 798.–



Bei Neuabschluss mit Sunrise NOW max (CHF 129.–/Mt.) für 24 Monate. Exkl. SIM-Karte für CHF 40.–. Änderungen vorbehalten und nur solange Vorrat.
Infos auf sunrise.ch/now

Alles für deinen Tag. **Sunrise**



Happige Vorwürfe: Politiker Boris Banga, Gattin Barbara.

Der lange Arm der Bangas

Die Attacken des Grenchner Stadtpräsidenten Boris Banga sind bei den Mitarbeitern gefürchtet. Mobbing könne nicht ausgeschlossen werden, so ein lange unter Verschluss gehaltener Bericht. Besonders problematisch ist das Wirken von Gattin Barbara Banga. *Von Christoph Landolt*

Sein Kontrahent? «Prinz Valium.» Der FDP-Präsident? «Dumm.» Die Kritik an ihm? «Eine Hetzkampagne.» Boris Banga, der Stadtpräsident von Grenchen, schlägt im Interview mit der *Solothurner Zeitung* wild um sich. Was ist es, was Banga, den landesweit bekannten SP-Politiker und Alt-Nationalrat, so die Contenance verlieren lässt?

In Grenchen sind Stapi-Wahlen, und erstmals seit 22 Jahren muss Boris Banga, 64, ernsthaft um sein Amt fürchten. Im April lag er bei der Wahl des Gemeinderats (Exekutive) leicht hinter seinem Rivalen von der FDP zurück. Banga holte nur 1557 Stimmen – 600 weniger als vor vier Jahren.

Das mag damit zusammenhängen, dass über Banga in den letzten Jahren vor allem Negativschlagzeilen erschienen. Da war die «Internet-Affäre». Und da waren immer wieder Gerüchte und Berichte über den angeblich re-

spektlosen Umgang des Stadtpräsidenten mit Unterebenen. Doch bewiesen wurde nie etwas. Der sogenannte Mobbingbericht, für den im Sommer 2010 zwei Juristen Dutzende Sitzungsprotokolle, Briefe und Zeugenaussagen ausgewertet haben, blieb unter Verschluss. Das Dokument sei «von der Art her nicht für die Öffentlichkeit bestimmt», hiess es aus dem Grenchner Hôtel de Ville. Doch selbst «König Banga» (NZZ) konnte nicht verhindern, dass es jetzt, kurz vor den Wahlen, verschiedenen Medien zugespielt wurde, auch der *Weltwoche*.

Die Vorwürfe sind happig: Banga wird von Kollegen und Mitarbeitern als «selbstherrlich, beratungsresistent und willkürlich» beschrieben. «Die einen haben Angst davor, in Ungnade zu fallen, die anderen fürchten sich vor der nächsten Schimpftirade», heisst es im Bericht. Bangas Umgangston überschreite die Grenzen des Anständigen. In drei Fällen könne Mob-

bing nicht ausgeschlossen werden. Nicht auszuschliessen sei auch, dass sich Banga «wider besseres Wissen über seine Ausstandspflicht hinweggesetzt hat».

«Marilyn» in der Villa Kunterbunt

Immer wieder geht es auch um die Person, die offenbar am Ursprung so manchen Zerwürfnisses steht: Barbara Banga, 49. Die Ehefrau des Stadtpräsidenten ist als Chefin der Krippe Villa Kunterbunt gleichzeitig seine Unterstellte. Zwölf Jahre lang sass sie überdies für die SP im Solothurner Kantonsrat, wo sie wegen ihrer Frisur als «Marilyn» bekannt war.

Diese Konstellation ist gemäss Bericht «problembehaftet». Zwischen der Schulverwalterin und ihren drei Vorgängern sowie Boris Banga tauchten «regelmässig Spannungen» auf, was vermutlich damit zu tun habe, dass diese als direkte Vorgesetzte von Barbara

Banga in einer «nicht einfachen Sandwich-Position» (gewesen) seien.

Ebenfalls genannt wurde der Fall der Kleinkindererzieherin Caroline F. Sie hat den Zorn ihrer Chefin auf sich gezogen, weil sie sich nicht gegen Grippe impfen lassen wollte. Wie mehrere Quellen aus dem Umfeld des Gemeinderats berichten, forderte Frau Banga von ihrem Mann deshalb, F. sei zu entlassen. Damit lief er allerdings in der zuständigen Gemeinderatskommission (GRK) auf. Nach langem Hin und Her wurde F. einer anderen Krippe zugeteilt.

Banga verweist auf Anfrage auf seinen Anwalt. Dieser sagt, es gelte die Unschuldsvermutung. Die Vorwürfe im Mobbingbericht seien nicht bestätigt worden.

Wie Recherchen zeigen, läuft nicht nur das Schulpersonal Gefahr, zwischen Hammer Barbara und Amboss Boris zu geraten. Da wäre zum Beispiel R.L., die in Grenchen hoch geschätzte Leiterin des Jugendhauses. Wo immer es etwas freiwillig zu tun gab, war L. zur Stelle. So auch, als Barbara Banga Unterstützung für ein Projekt suchte: Die Kinderbilderbuchtage Grenchen, eine Art Buchmesse für die Kleinen.

Nach vier Durchführungen mit Hunderten Besuchern kam es im Vorstand im Jahr 2010 zu Problemen. Weil Präsidentin Barbara Banga einer Angestellten der Stadt, die für den Verein das Sekretariat zu besorgen hatte, wegen einer Kleinigkeit, an die sich die Beteiligten nicht einmal mehr erinnern können, schriftlich ein Disziplinarverfahren angedroht hatte, wurde sie von mehreren Vorstandsmitgliedern kritisiert. Banga, so erinnern sich mehrere Anwesende, habe damit nicht umgehen können und den Bettel hingeworfen.

Die Quittung kam für L. im gleichen Jahr, als sie von der Grenchner Kulturkommission für den Anerkennungspreis der Stadt nominiert wurde. Normalerweise werden die Vorschläge der Kommission in der Gemeinderatskommis-

sion durchgewinkt – doch nicht dieses Mal. Boris Banga schimpfte, bis die Antragstellerin den Saal weinend verliess. Die Präsidentin der Kommission, Angela Kummer (SP), gab bekannt, man habe gar niemanden nominiert. Und nein, der Name L. sei auch nie zur Debatte gestanden – das ist falsch, wie Gesprächsprotokolle belegen, die der *Weltwoche* vorliegen.

Paul-Georg Meister wird ruiniert

Ein anderer, der den langen Arm der Bangas zu spüren bekam, ist Paul-Georg Meister. Der Journalist führte ein Kommunikationsbüro mit zwei Angestellten. Nebenbei betrieb Meister die Internetzeitung Grenchen.net.

Im Frühjahr 2010 gingen bei Grenchen.net mehrere Leserkommentare ein, die nicht nur wegen ihres beleidigenden Tons, sondern auch durch ihre präzise Kenntnis der Lokalpolitik auffielen. Die Absendernamen wechselten, doch stets wurden die politischen Gegner des Stadtpräsidenten verunglimpft («hochnäsige PharisäerInnen»). Und immer war die IP-Adresse, mit welcher der Computer des Absenders ermittelt werden kann, dieselbe. Das Gerät, so stellten die Betreiber fest, stand im Haus der Bangas.

Die «Internet-Affäre», die wohl in fast jeder anderen Schweizer Stadt nur mit einem Rücktritt zu beenden gewesen wäre, hatte in Grenchen kaum Konsequenzen. Obwohl Ton und Rechtschreibung auf Boris Banga hinwiesen (er schreibt fehlerlos, sie nicht), übernahm seine Frau die Verantwortung: «Ich habe einen Fehler gemacht.» Aus dem Vorstand der kantonalen SP musste sie zurücktreten.

Für Meister aber war die Sache noch nicht vorbei, im Gegenteil. Zuerst verlor er das Mandat der Busbetriebe Grenchen. Als Grund gab das Staatsunternehmen (Verwaltungsratspräsident: Boris Banga) an, dass Grenchen.net unter einer Meldung über einen Unfall, in den

ein Lokalbus involviert war, einen kritischen Leserkommentar akzeptiert hatte.

Dann verlor Meister auch seine anderen Aufträge: Das Jahrbuch der Stadt Grenchen, das er im Auftrag der Kulturkommission gestaltet hatte, war nach 15 Jahren plötzlich nicht mehr gut genug. Die Stadtwerke verlangten, dass neu jede Seite des Kundenmagazins dem VR-Präsidenten persönlich unterbreitet wird. Boris Banga war nie zufrieden. Schliesslich flog Meister auch beim *Stadt-Anzeiger* raus, wo er jahrelang den redaktionellen Teil beisteuerte – ohne Angabe von Gründen. Innert weniger Monate war Paul-Georg Meister ruiniert.

Die beiden Fälle wurden im Bericht nicht erwähnt, weil sie keine Unterstellten Bangas betreffen. Die Frage stellt sich aber umso mehr: Nützt das Ehepaar Banga seine Machtposition aus, um Untergebene und unliebsame Kritiker auszubooken? In der Theorie ist die Macht des Grenchner Stadtpräsidenten beschränkt. Er ist – wie in fast jeder Schweizer Regierung – Primus inter Pares. In der Praxis verfügt er über eine erhebliche Machtfülle. Politprofi Boris Banga ist so stark, wie seine Milizkollegen schwach sind. Das hat wohl auch damit zu tun, dass zwei der fünf GRK-Mitglieder als Primarlehrer (Vizepräsident Hubert Bläsi, FDP) und Schulleiter (Urs Wirth, SP) letztlich dem Mann unterstellt sind, den sie kontrollieren sollten.

Die Verfasser des Berichts empfahlen, dass «alle Krippengeschäfte neu ausnahmslos ohne Mitwirkung von Boris Banga behandelt werden» sollten. Und weiter: Das ganze Ressort Schule sei «einem anderen GRK-Mitglied zu übertragen». Um Interessenkonflikte auszuschalten, sollte die Schule aus dem Verantwortungsbereich des Stadtpräsidenten herausgelöst werden. Doch so weit kam es nicht. Die GRK beschloss lediglich, die Kinderkrippen dem Sozialamt zuzuteilen. Boris Banga habe «getobt wie ein wütender Stier», heisst es aus GRK-Kreisen. ○



Erfolgreich in die Zukunft

Florastrasse 44 | CH-8008 Zürich

T 044 420 11 11

F 044 420 11 12

Handelsfirma mit hohem Eigentümerlohn

Umsatz: CHF 1'251'000.–

Preis: CHF 1'600'000.–

Profitabler Werkzeugbauer

Umsatz: CHF 2'000'000.–

Preis: CHF 3'000'000.– (inkl. Liegenschaft)

Nahrungsmittelimporteur

Umsatz: CHF 1'650'000.–

Preis: CHF 1'000'000.–

Produktionsfirma in der Umwelttechnologie

Umsatz: CHF 450'000.–

Preis: CHF 270'000.–

Webshop mit extravaganten Produkten

Umsatz: CHF 270'000.–

Preis: CHF 150'000.–

Autocenter mit Spenglerei und Malerei

Umsatz: CHF 1'204'000.–

Preis: CHF 500'000.–

B2B-Handelsfirma mit Präzisionswerkzeugen

Umsatz: CHF 1'080'000.–

Preis: CHF 375'000.–

Rentabler Metallverarbeiter

Umsatz: CHF 837'000.–

Preis: CHF 800'000.–

Handelsfirma für Design-Teppiche

Umsatz: CHF 210'000.–

Preis: CHF 450'000.–

Webshop mit originellen Produkten

Umsatz: CHF 75'000.–

Preis: CHF 80'000.–

Einzigartiges Pflege- und Betreuungsinstitut

Umsatz: CHF 500'000.–

Preis: CHF 295'000.–

Etablierte Handelsfirma für Büromaterial

Umsatz: CHF 1'003'000.–

Preis: CHF 730'000.–

www.businessbroker.ch

Wider die moralische Erpressung

Die *Weltwoche* kritisierte den Einsatz von Roger de Weck zugunsten von Daniel Cohn-Bendit. Die Pädophilie-Vorwürfe gegen den grünen Politiker wurden in dem Artikel grotesk überspitzt. Und die Preisrede von de Weck zeugt von Haltung. Eine Entgegnung. Von Alex Baur



Mutig im Dilemma: Laudator und SRG-Chef de Weck.

Als Gastgeber im «Literaturclub» auf SRF war Daniel Cohn-Bendit erfrischend und unterhaltsam. Die Grünen, deren Politik er verkörpert, haben dagegen etwas Missionarisches. Sie geben sich zwar liberal, doch schaut man sich ihre Anliegen an, geht es fast immer darum, ändern etwas zu verbieten oder wegzunehmen. Hinter der bunten Fassade steckt bleigrauer Sozialismus, durchtränkt mit Moralin: Wer die Energiewende in Frage stellt, ist ein Umwelt- und Menschenfeind; wer die Entwicklungshilfe kritisiert, ist für den Hungertod; wer für die Armee eintritt, ist ein Kriegstreiber. Kurzum: Wer nicht im grünen Chor mitsingt, ist ein Unmensch. Moralische Erpressung heisst diese Masche. Und die wird immer mehr zum Massstab der Politik.

Es mag eine Ironie der Geschichte sein, dass ausgerechnet Daniel Cohn-Bendit selbst Opfer einer moralischen Erpressung geworden ist. Seit zehn Jahren werden ihm – wie in der letzten Ausgabe der *Weltwoche* – immer wieder dieselben «Hosenlatz-Zitate» um die Ohren gehauen, die er 1975 verfasste. Drei Jahrzehnte lang schien sich notabene kein Schwein an den Sätzen zu stören. Die angedeuteten Übergriffe zwischen Dany, dem Kinderversteher, und seinen Schützlingen sind typisch für das Anything-goes der 1970er Jahre, aber auch für die grün-alternative Bewegung: Man erlaubt sich Provokationen, die man bei ändern scharf verurteilen würde, spielt

mit dem Feuer, will es dann aber doch nicht so gemeint haben, wenn Widerrede aufkommt.

Trotzdem gilt es, die Relationen zu wahren. Selbst wenn die Fummeleien am Hosenlatz stattgefunden hätten, was Cohn-Bendit bestreitet, wären sie nicht derart gravierend, als dass man ihn dafür vierzig Jahre später zur Unperson degradieren müsste. Wirkliche Übergriffe sehen anders aus. Hier setzt nun die fatale Dynamik der moralischen Erpressung ein: Sie lässt graduelle Differenzierungen gar nicht zu, sie kennt weder eine Verjährung noch ein Pardon. Wer Daniel Cohn-Bendit verteidigt, setzt sich unweigerlich dem Vorwurf aus, die Pädophilie zu verharmlosen oder gar zu verteidigen.

Eine verpasste Chance

Explizit mit dieser Begründung weigerte sich Andreas Vosskuhle, der Präsident des deutschen Verfassungsgerichtes, anlässlich einer Preisverleihung eine Laudatio auf Cohn-Bendit zu halten. Der Medienprofi Roger de Weck, der kurzfristig als Ersatzredner einsprang, war sich des Dilemmas zweifelsohne bewusst. Dass der Schweizer Fernsehredaktor trotzdem den Mut dazu aufbrachte, zeugt von Charakter. Gewürdigt wurden hier nicht die Hosenlatz-Zitate von Cohn-Bendit, sondern dessen Engagement in der Europa-Politik. Man kann von der EU halten, was man will, seine Leistungen sind bemerkenswert.

Allein schon die Tatsache, dass «Dany le Rouge» abwechslungsweise für Frankreich wie für Deutschland politisierte, verdient einen Orden. Das soll ihm erst einer nachmachen.

Schwach an de Wecks Intervention war hingegen, dass er sie nur im vertrauten Kreis unter Gleichgesinnten stattfinden liess. Als trotzdem eine Aufzeichnung seiner Lobesrede auf Cohn-Bendit an die Öffentlichkeit drang, weigerte er sich, Red und Antwort zu stehen. So blieb auch eine Anfrage der *Weltwoche* um ein klärendes Interview unbeantwortet. Eine verpasste Chance.

Denn die Lobesrede enthält Denkansätze, die eine Kontroverse verdienen. So setzte sich de Weck ausführlich mit der Rolle der Medien in der Gesellschaft auseinander. Unterbrochen von Szenenapplaus, brachte der SRF-Direktor sein elitär bis feudal anmutendes Weltverständnis in einer Schärfe und Eloquenz auf den Punkt, wie man sie aus seinen früheren Kommentaren und Kolumnen kennt. Da stehen auf der einen Seite die gebildeten Wirtschaftsführer, Intellektuellen, Politiker, Wissenschaftler und Journalisten, die sich als «Citoyens» dem Aufbau einer gesitteten und verantwortungsvollen «Zivilgesellschaft» verschrieben haben. Auf der anderen Seite findet sich der «Stammtisch», das tumbe und primitive Fussvolk, das nach dem «Tea-Party-Prinzip» auf den Internet-Foren pöbelt und seine Widersacher verunglimpft.

Zweifellos gehen in Blogs derbe, polemische, vielleicht auch ungerechte und diffamierende Wortmeldungen einfacher von der Hand als in der gepflegten Salon-Debatte. Eines blendet de Weck im Plädoyer für den elitären Diskurs allerdings aus: In den Internet-Foren finden sich immer wieder nicht weniger vehement formulierte Gegenmeinungen. Das ungezügelte Stammtisch-Palaver bringt oft peinliche Wahrheiten zur Sprache, die im Salon aus falscher Scham und Zurückhaltung unterdrückt werden, und hat als Korrektiv eine wichtige Funktion.

Das gemeine Volk ist nicht so dumm, als dass es jede Wortmeldung im Web für bare Münze nehmen würde. Die Meinungsbildung findet nach wie vor in erster Linie über die etablierten Medienkanäle statt. Doch wehe, wenn Journalisten Rudel bilden und einen angeschlagenen Politiker – Karl-Theodor zu Guttenberg, Christian Wulff oder Annette Schavan lassen grüssen – vor sich hertreiben. Solche Treibjagden können aber nur zum Ziel führen, wenn das Establishment mitspielt. Schön, dass Roger de Weck sich dagegenstemmte – schade, dass er es nur im vertrauten Kreise der Gleichgesinnten wagte. ○

«Hoffentlich habt ihr viele Verletzte!»

Sprayereien, Verwüstungen, Attacken auf Polizisten und Passanten: Linksautonome und Hooligans haben an der Demonstration «Tanz dich frei» eine Orgie der Gewalt gefeiert. Ein Berner Polizist berichtet, was er dabei erlebt hat. *Von Lucien Scherrer*

Herr Müller*, Sie haben in der Nacht auf Sonntag über drei Stunden gegen Chaoten und Randalierer gekämpft, zwanzig Ihrer Kollegen wurden verletzt. Wie geht es Ihnen?

Ich bin immer noch völlig ausgepowert, so ein Einsatz geht an die Substanz. Im Moment bin ich einfach froh, dass nichts Schlimmeres passiert ist, dass es keine Schwerverletzten und Toten gab.

Ihr Zug hatte den Auftrag, einen Zaun vor dem Bundeshaus zu sichern, der einen Rettungskorridor abschirmen sollte. Was geschah dann?

Wir wurden per Funk informiert, dass ein aggressiver Pulk im Anmarsch sei, der Pyros zünde, Häuser verspraye und Scheiben einschlage. Da wussten wir, dass wir mit Angriffen rechnen müssen. Aber was dann geschah, hätten wir uns nicht träumen lassen. Eine wilde Horde rannte uns entgegen, versuchte den Zaun niederzureissen und bewarf uns mit allem Möglichen: Signalfackeln, Flaschen, Steine, Absperrgitter, einfach unglaublich. Ich schrie meinen Kameraden immer wieder zu: «Achtung, Wurfgeschosse!» Einer meiner Gummigeschoss-Schützen bekam einen kiloschweren Stein an den Kopf. Dank seinem Helm hatte er nur *hurtig* einen Brummschädel, andernfalls hätte er schwerverletzt oder tot sein können. Andere hatten Ohrensauen von Knallpetarden, die neben ihren Köpfen explodiert waren.

Wie behält man da die Nerven?

Man funktioniert einfach, zum Nachdenken bleibt keine Zeit. Erst als ich die Fernsehbilder sah, wurde mir bewusst, wie viel Schwein wir hatten. Es gab einen ganz kritischen Moment, als es den Randalierern gelang, das Tor des Zaunes zu durchbrechen. Wir konnten sie gerade noch zurückdrängen. Wenn es ihnen gelungen wäre, uns zu überrennen, wäre es um Leben und Tod gegangen, ich will mir gar nicht vorstellen, was dann passiert wäre. Die Randalierer legten eine unglaubliche Gewaltbereitschaft an den Tag.

Die Gewalttäter waren offenbar gut organisiert ...

Sie hatten sich professionell auf den Kampf vorbereitet, trugen Schutzbrillen und Westen. Wenn sie Gummigeschosse kassierten oder Tränengas schluckten, wichen sie kurz zurück und formierten

sich wieder neu. Wir haben vor dem Bundeshaus rund zwei Stunden gekämpft, danach folgten Scharmützel in der Innenstadt.

Musste man nicht mit einem derartigen Gewaltausbruch rechnen?

Nein. Ich bin schon lange Polizist, ich war 2003 während der Krawalle gegen das WEF und 2007 gegen die SVP-Wahlveranstaltung im Einsatz. Aber so etwas wie am Samstag habe ich noch nie erlebt. Die Chaoten bedrohten selbst Feuerwehrleute, Sanitäter und Passanten. Da war kein Respekt mehr vor dem Leben, es wäre ihnen egal gewesen, wenn jemand gestorben wäre. Und sie wussten genau, was sie taten. Der harte Kern war offensichtlich nüchtern, nur unter den Mitläufern gab es viele Betrunkene.

Wird die Gewaltbereitschaft der Autonomen unterschätzt?

Von der Polizei sicher nicht, wir warnen seit Jahren. Aber von der Politik ganz klar, meiner Meinung nach.

Die Jungsozialisten werfen der Polizei vor, «stark» zur Eskalation beigetragen zu haben. Was sagen Sie zu dem Vorwurf?

Darf ich auf Berndeutsch antworten? Da kommt mir das *chhalte Chotze*. Wer so etwas sagt, ist für mich nicht mehr tragbar. Das ist der Grund, weshalb ich nach derartigen Vorfällen möglichst wenig Zeitung lese. Alle

wissen es besser, wir können machen, was wir wollen.

Wäre es nicht möglich gewesen, die Chaoten gleich zu Beginn zu verhaften?

Wie denn? Die Vermummten mischten sich immer wieder unter die friedlichen Teilnehmer. Wenn die Polizei zu diesem Zeitpunkt eingegriffen hätte, wären die Ausschreitungen wegen «Trittbrettfahrern» womöglich noch schlimmer geworden. Das Problem muss vielmehr politisch geregelt werden.

Was müsste denn geschehen?

Wenn ich das wüsste ... Aber sagen wir es so: Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn man alles zulässt. Man hat in Bern das Gefühl, dass die Leute machen können, was sie wollen – und es wird toleriert. Jedes Wochenende werden wir vor der «Reitschule» beschimpft und attackiert, selbst wenn wir uns um Verletzte kümmern. Die Politiker reden alles schön, so haben gewisse Leute das Gefühl, sie hätten einen Freipass, «Bullen abzuklopfen». Nach den Strassenkämpfen von Samstagnacht sind zwei etwa 18-jährige Jungs zu uns gekommen und haben gesagt: «So, ihr Scheissbullen, euch haben wir aber schön den Arsch aufgerissen. Hoffentlich habt ihr viele Verletzte!» Da fühlt man sich im falschen Film.

* Name geändert



«Kein Respekt mehr vor dem Leben»: Ausschreitungen letzte Woche in Bern.

Justin Timberlake kam gleich rüber

Die Filmstars Naomi Watts und Christoph Waltz waren da. Produzentenlegende Harvey Weinstein sagte sein Dinner ab, um dabei zu sein. Wie ich die prominenten Gäste an der IWC-Party «For the Love of Cinema» erlebte. Von Georges Kern

Um es gleich klarzustellen: Events zu organisieren – oder Partys, wie die Journalisten es nennen würden –, ist purer Stress und hat rein gar nichts mit Spass zu tun. In den Zeitschriften lächeln zwar alle hübsch in die Kamera, doch es verhält sich hier wie mit der eigenen Hochzeit: Man kann den Anlass selber kaum geniessen, denn man muss schauen, dass die Gäste sich wohl fühlen, die Fotografen die Stars vor die Linse kriegen und die Kamerateams ihre Interviews bekommen. Das Event «For the Love of Cinema» am Filmfestival in Cannes ist neben demjenigen an der Genfer Uhrenmesse (SIHH) das grösste, das IWC organisiert.

Während des Filmfestivals ist Cannes im glamourösen Ausnahmezustand und wirkt irgendwie surreal. Starbesetzte Limousinen dominieren das Strassenbild, und ohne klingende Namen ist wohl keine einzige Tischreservation zu bekommen. Andererseits ist Cannes verblüffend familiär. In der Hotellobby traf ich **Uma Thurman** mit ihrem Baby auf dem Arm, daneben plauderte **Tobey Maguire** mit seinem Produzenten, und **Carey Mulligan** sass mit zwei Freundinnen beim Lunch. Die meisten Schauspielerinnen sind tagsüber ungeschminkt und geben sich sehr natürlich. Alle kennen sich, und jeder will jeden treffen.

«Cannes ist wie ein Zoo», sagte mir **Justin Timberlake** am Donnerstagabend (wir hatten uns an einem Treffen vor ein paar Monaten in Paris kennengelernt). Er sass mit einem Freund im Restaurant des «Hôtel du Cap-Eden-Roc», eines der schönsten Hotels der Welt, als ich selbst dort mit Freunden eintraf. Ich bat **Fabio**, den Maître d'Hôtel – der übrigens im Winter den «Dracula Club» in St. Moritz betreut –, Justin eine Notiz von mir zu übergeben. Stars spricht man nämlich nicht einfach so an ihrem Tisch an. Justin las die Notiz und stand sofort auf, um zu unserem Tisch zu kommen und ein wenig zu plaudern. Er ist ein unglaublich netter und smarter Typ, der mit beiden Füßen auf dem Boden steht. Leider konnte er nicht an unseren Anlass kommen, da am gleichen Abend die Premiere seines Films stattfand.

Trotzdem war unser Event ein voller Erfolg. Über zweihundert Persönlichkeiten aus dem Filmbusiness zählten zu unseren Gästen. Wir waren stolz, unter anderem **Christoph Waltz**, **Rooney Mara**, **Naomi Watts** oder den Produzenten **Harvey Weinstein** als Gäste begrüßen zu dürfen. Waltz hat gerade seinen zweiten Oscar für «Django Unchained» bekommen und war

dieses Jahr Mitglied der Festivaljury in Cannes. Er ist eine sehr zurückhaltende Persönlichkeit. Wenn er Englisch spricht, habe ich jeweils das Gefühl, ich sässe gerade in einem Quentin-Tarantino-Film: die gleiche Mimik, der gleiche Akzent und die gleiche Intonation!

Die noch sehr schüchterne **Rooney Mara** («The Girl with the Dragon Tattoo») ist mit **Jennifer Lawrence** («The Hunger Games») der aufsteigende Stern am Himmel der jungen Schauspielerinnen. **Naomi Watts**, bekannt aus «King Kong», hat eine beeindruckende Liste von laufenden Projekten aufzuweisen wie beispielsweise die Verfilmung des Lebens von **Grace Kelly**. Sie ist eine sehr disziplinierte und professionelle Schauspielerin. Der clevere, einflussreiche und wirklich mit allen Wassern gewaschene Produzent **Harvey Weinstein** («The Artist», «The King's Speech») hat – man glaubt es kaum – sein eigenes Dinner annulliert, um an unser Event zu kommen.

Privatkonzert von Jamiroquai

Eines der Highlights unseres Events ist der «IWC Filmmaker Award», der alljährlich an vielversprechende Nachwuchstalente oder Persönlichkeiten verliehen wird, die sich durch besondere Leistungen verdient gemacht haben. Dieses Jahr konnten wir den genialen, 83-jährigen Drehbuchautoren **Alan Trustman** ehren. Er hat mit Filmen wie «The Thomas Crown Affair» oder «Bullitt» wahrhaftig Filmgeschichte geschrieben. Die Originalfassung von «The Thomas Crown Affair» mit meinem Idol **Steve McQueen** und der tollen **Faye Dunaway** ist sensationell.

An unserem Event sang **Aloe Blacc** den berühmten Titelsong als Einstimmung zur Preisverleihung, was Alan sehr rührte. Er erzählte uns in seiner humorvollen Art ungläubliche Anekdoten aus der Zeit. Es sind genau solche Auftritte, die unsere Anlässe trotz ihrer Exklusivität zu entspannten und zwanglosen Ereignissen werden lassen.

Nach dem Dinner stieg die After-Party, zu der sich rund fünfhundert weitere geladene Gäste einfanden. Es war uns gelungen, die erfolgreiche Acid-Jazz-Band **Jamiroquai** für ein Privatkonzert zu gewinnen. Die Briten lockten die Gäste in Scharen auf die Tanzfläche und sorgten mit ihrem energiegeladenen Auftritt für ausgelassene Stimmung.

Georges Kern ist CEO von IWC Schaffhausen. Die cineastischen Höhepunkte von Cannes: Seite 58



Wie in einem Tarantino-Film: Christoph Waltz,



«Bullitt»: Model Kurkova, Autor Trustman.



Naomi Watts, IWC-CEO Georges Kern, Produzent Harvey Weinstein (v.l.) an der «For the Love of Cinema»-Party.



Sehr schüchtern: Schauspielerin Mara.



After-Party: Jay Kay von Jamiroquai.



Jeder will jeden treffen: Aktrice Thurman.



Wunsch nach Monogamie – vor allem nach der des Partners.

Fremdgehen: Ein Tabu wankt

Untreue ist noch immer der häufigste Scheidungsgrund. Aber die Nachsicht gegenüber Affären nimmt zu. Verliert der Seitensprung seine Anruchigkeit?

Von *Beatrice Schlag*

Jacqueline Kennedy, dutzendfach betrogene Ehefrau des Senators und späteren US-Präsidenten, sagte zu ihrer Schwägerin, deren Ehemann Edward Kennedy ebenfalls häufig fremdging: «Denk nicht darüber nach. Es hat keinerlei Bedeutung.» Es war das damals übliche Verhalten der Oberschicht. Wenn Frauen eine exzellente Partie machen wollten, mussten sie gewisse Dinge in Kauf nehmen. Wegsehen, wenn der Ehemann eine Affäre hatte, war einer der Preise, die man zahlte.

Wenige Jahre nach Jacqueline Kennedys Auszug aus dem Weissen Haus gab die Antibabypille den Frauen nie gekannte Freiheiten. Die Pille trennte Sex und Reproduktion. Theoretisch konnten nun auch Frauen fremdgehen, ohne Angst zu haben, eine Schwangerschaft zu riskieren. Und da die sechziger Jahre den Frauen nicht nur Pille und Feminismus brachten, sondern dank massenhaft gut bezahlten Arbeitsplätzen

auch bisher ungeahnte finanzielle Eigenständigkeit, veränderte sich ihre gesellschaftliche Rolle mit rasender Geschwindigkeit.

Weithin unangetastet blieb bei Frauen und Männern der Wunsch nach Monogamie, vor allem nach der des Partners. Über die Experimente von Hippies und Politikommunen mit freier Liebe wurde zwar aufgeregt berichtet, aber sie waren ein begrenztes und kurzlebiges Experiment. Den Männern gefiel die Doktrin der Liebe ohne Besitzansprüche sexuell deutlich besser als den Frauen. Dass sie dennoch kläglich scheiterte, lag an den erschöpfenden nächtlichen Beziehungsdiskussionen, die sie mit sich brachten. Zu viel Seelenqualen für ein paar Orgasmen in fremden Betten. Paare entschieden sich wieder für Treue. Wer fremdging, tat es heimlich.

Rund vierzig Jahre später bombardieren private Fernsehsender in den Werbepausen ihre Zu-

schauer mit Partnerangeboten, die nichts mit der Sehnsucht von Singles zu tun haben, nicht länger allein zu sein. Die sogenannten Seitensprungportale richten sich ausschliesslich an gebundene Frauen und Männer, die gelegentlich fremdgehen wollen. Sie haben Namen wie Ashley Madison, C-Date, MeetzCheat oder Flirtmax und suggerieren, dass der Mensch trotz Partnerschaft ein Anrecht auf sexuelle Abwechslung hat. Und dass ihm das durch ihre Dienste mit der nötigen Diskretion garantiert werden kann.

Constantin Dietrich, Europa-Chef von Ashley Madison, behauptete in einem Interview, die weltweit verbreitete Website sei die finanziell am schnellsten wachsende nach Facebook. Als Erklärung für den Erfolg sagte Dietrich, «dass Partnerschaft und Ehe, so, wie uns das eingetrichtert wurde, mittel- und langfristig nicht funktionieren». Dass das Geschlechterverhältnis bei Kunden unter 45 nahezu 1:1 betrage, zeige,

dass vor allem Frauen bereits nach wenigen Jahren Partnerschaft Lust auf sexuelle Abwechslung hätten. Das heisse, so Dietrich, «dass die Gesellschaft in dieser Hinsicht offener» geworden ist.

Offener oder rücksichtsloser? Wer Erfahrungsberichte von Kunden über die diversen Seitensprungportale liest, erfährt vor allem Negatives. Es handle sich um schamlose Abzockerei, mäkeln viele Männer, die meisten der Frauen seien offensichtlich professionelle Prostituierte, die man nur über 0900er-Nummern erreichen könne. Nur ganz selten gebe es liierte Frauen im Angebot, die tatsächlich an einer heimlichen Affäre ohne Komplikationen interessiert seien.

Niemand scheint sich darüber aufzuregen, dass Firmen ein Millionengeschäft damit machen, Menschen zum heimlichen Seitensprung einzuladen. Die Websites wecken angeblich sehr viel mehr Interesse als die der konventionellen Partnervermittlungen. Das mag stimmen oder nicht. Die Zahlen sind schwer nachzuprüfen. Tatsache ist, dass die Seitensprungportale immer zahlreicher werden, die Nachfrage also rege sein muss. Tatsache ist auch, dass darüber öffentlich kaum diskutiert wird. Dating-Unternehmen füttern die Presse zwar unaufhörlich mit neuen Umfrage-Ergebnissen. Aber während die Internet-Partnersuche von Singles in den Medien ein Dauerthema ist, wird seltsam hartnäckig darüber geschwiegen, was in einer Gesellschaft vorgeht, in der Kontaktbörsen für diskrete Seitensprünge Liiertes Millionen von Kunden haben. Wird Monogamie zum Auslaufmodell, ohne dass es einer laut sagt?

Manches weist darauf hin, dass das Thema Seitensprung deutlich an Zündstoff verloren hat. Dass Untreue bei Paaren unverändert Verletzungen anrichtet, wenn sie auffliegt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die öffentliche Empörung über Seitensprünge nachgelassen hat. Vor kurzem erschien ein Artikel in der *Huffington Post* über Apps, mit denen man Handy-Anrufe, die man für sich behalten möchte, vor dem Zugriff eines misstrauischen Partners schützen kann. Arianna Huffington, Chefin des weltweit erfolgreichsten News-Portals

im Internet, ist erklärte Feministin und sagt, in der *Huffington Post* gehe es um «mehr Herz, mehr Fürsorge, mehr Zusammenarbeit».

Die Seelenverwandte in Argentinien

Die gezeigten Apps unter «mehr Herz» einzuordnen, fällt einigermaßen schwer. Das «Cate» – «Call and Text Eraser App» – wirbt beispielsweise mit dem Slogan: «Liebe ist blind, wir halten das weiterhin so.» Sämtliche Anrufe und Nachrichten, die der Handy-Besitzer geheim halten möchte, können auf einem versteckten Log gespeichert werden und im Notfall mit einem einzigen Click gelöscht werden. «Tiger-Text App» löscht hinterlassene Nachrichten des Anrufers nach einer von ihm bestimmten Zeit. Das befreit treulose Sender oder Senderinnen

Tatsache ist, dass die Seitensprungportale immer zahlreicher werden.

von der Sorge, die Empfänger könnten kompromittierende Nachrichten auf ihrem Speicher vergessen oder behalten wollen. Nichts gegen die Information. Das Irritierende an dem Beitrag war, dass es dazu keinerlei journalistischen Kommentar gab. Ist es o.k., sein Handy partnerdicht aufzurüsten? Ist es schäbig? Was sagt es über Beziehungen? Kein Wort dazu.

Einen anderen Hinweis auf die wachsende Milde liefert die Politik. Ausgerechnet in den USA, die unter vielen Europäern als hoffnungslos prüdes Land gelten, wurde vor drei Wochen ein Mann zum Kongressabgeordneten gewählt, auf dessen politische Zukunft niemand einen Cent gewettet hätte. Mark Sanford, damals Gouverneur von South Carolina, verschwand im Juni 2009 fünf Tage lang spurlos. Sein Handy läutete ins Leere. Als er wieder auftauchte, erzählte der Ehemann und vierfache Vater, er sei in Argentinien bei einer Frau gewesen, die er seine Seelenverwandte nannte. Als er auch noch ungefragt über andere Frauengeschichten zu reden begann, verlangten sogar republikani-

sche Parteikollegen seinen Rücktritt. Sanford blieb im Amt und liess sich scheiden. Das angestrengte Amtsenthebungsverfahren fiel durch. Nach Ablauf seiner Amtszeit als Gouverneur kandidierte er für den Kongress. Bei den Wahlen im Mai erhielt Sanford, der inzwischen mit seiner argentinischen Geliebten zusammenlebt, 54 Prozent der Stimmen.

Anthony Weiner, demokratischer Abgeordneter in New York und Ehemann von Huma Abedin, die jahrelang Mitglied in Hillary Clintons Beraterstab war, trat im Juni 2011 zurück, weil er auf Twitter sexuelle Bilder und Texte an fremde Frauen geschickt hatte. Er tauchte zwei Jahre ab und kündigte in der vergangenen Woche per Video seine Kandidatur für die Bürgermeisterwahlen in New York an. Der zähe Verfechter von Steuererleichterungen für die Mittelklasse gilt keineswegs als chancenlos. New Yorks Gouverneur Eliot Spitzer, 2008 wegen eines Callgirl-Skandals zurückgetreten, ist heute ein vielbeachteter Kolumnist und erfolgreicher TV-Kommentator. Der Viersterne-General und spätere CIA-Direktor David Petraeus, der wegen einer seit Monaten beendeten Affäre mit seiner Biografin im November 2012 seinen Rücktritt bekanntgab, ist seit kurzem Gastprofessor und Dozent an der City University in New York und an Kaliforniens UCLA. Dass Präsident Obama Petraeus' Rücktritt akzeptierte, wurde ihm von vielen Seiten zum Vorwurf gemacht. «Das Privatleben ist wichtiger geworden als Kompetenz», schrieb ein Kritiker. Das ist ein richtiger Vorwurf. Aber er erzählt auch etwas darüber, dass der Seitensprung nicht mehr der unverzeihliche Sündenfall ist, als der er in den USA noch vor wenigen Jahren galt.

Der erheiterndste Verdacht, dass Monogamie vermutlich bald überdacht werden muss, kommt aus der Wissenschaft. Seit Viagra und ähnliche Pillen gegen Erektionsprobleme Millionenumsätze machen, wird fieberhaft nach einem Produkt für Frauen geforscht, das die weibliche Lust ankurbelt. Aber weibliche Lust ist eine komplexe Angelegenheit. Hydraulische Hilfsmittel wie erhöhte Durchblutung, die Männer glücklich macht, lassen weibliche Lust



ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

DIE BESTEN SPANISCHEN WEINE MIT DEM
BESTEN PREIS/QUALITÄT VERHÄLTNIS

HIGHLIGHTS DER WOCHE

 <p>ROBERT PARKER 92-94</p> <p>2010 AALTO</p> <p>Aalto CHF 34.55</p>	 <p>RENE GABRIEL 20</p> <p>2009 ALION</p> <p>Vega Sicilia CHF 51.85</p>	 <p>ROBERT PARKER 94</p> <p>2009 PINTIA</p> <p>Bodegas Pintia CHF 36.70</p>	 <p>ROBERT PARKER 89</p> <p>2009 HACIENDA MONASTERIO COSECHA</p> <p>Hacienda Monasterio CHF 33.50</p>
<p>Matarromera Reserva - Bodega Matarromera 2006 CHF 33.50 ROBERT PARKER 90</p>		<p>Pruno - Finca Villacreces 2011 CHF 17.30</p>	
<p>Terreus - Bodegas Mauro 2009 CHF 85.30</p>		<p>Astrales- Los Astrales 2009 CHF 27.00 RENE GABRIEL 19</p>	
<p>PS - Aalto 2010 CHF 84.25</p>		<p>Numanthia- Numanthia 2008 CHF 38.90 ROBERT PARKER 93</p>	

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano, Transport nicht im Preis enthalten.

weitgehend ungerührt. Also war herauszufinden, warum Frauen in festen Beziehungen sehr viel öfter und früher als Männer von sexueller Lustlosigkeit befallen werden, obwohl sie keinerlei Absicht haben, sich zu trennen. Die Liebe ist längst nicht tot, die Lust auf Sex trotzdem kärglich. Das Lustlos-Syndrom HSDD (Hypoactive Sex Desire Disorder) befällt 10 bis 30 Prozent der Frauen in längeren Partnerschaften, die angeben, ihre Männer zu lieben. Sie fühlen sich lausig, wenn sie früher oder später als ihre Partner ins Bett gehen in der Hoffnung, dann sei die Sexgefahr gebannt. Es ist nicht so, dass sie von ihren Männern nicht mehr angefasst werden möchten. «Aber irgendetwas bremst mich, es selber zu wollen», sagte eine Patientin, die freiwillig an der gegenwärtigen Testreihe für das Medikament Lybrido teilnimmt, «und ich weiss nicht, was es ist. Es ist, als sei mir ein Arm abgeschnitten worden. Ich kann es nicht erklären.» Viele Frauen können es nicht erklären.

Nach Einschätzung des *New York Times Magazine* sind die Chancen gross, dass mit Lybrido in den USA in zwei bis drei Jahren erstmals ein Medikament zugelassen wird, das die weibliche Lust auf Sex steigert. Es wirkt sehr anders als Viagra, «eher auf die Psyche», schreibt Autor Daniel Bergner. Erheiternd daran ist, dass die mit der Medikamenten-Entwicklung einhergehende Forschung Erkenntnisse in Frage stellt, die als gesichert galten: zum Beispiel, dass der männliche

Sexualtrieb stärker sei als der weibliche. Oder, dass die Evolution die Männer veranlagt habe, ihren Samen so breit wie möglich zu streuen, um ihre Fortpflanzung zu sichern. Frauen dagegen seien treuer, weil sie Kinder bekommen und einen zuverlässigen Partner brauchen. Das klingt einsichtig. Richtig ist es möglicherweise dennoch nicht. Die Erklärung von Wissenschaftlern für die häufig serbelnde weibliche Lust in Partnerschaften wird inzwischen ganz woanders gesucht: in der anhaltenden Monogamie. Die kanadische Psychologin Lori Botto, die seit Jahren mit HSDD-Patientinnen arbeitet, sagt: «Ich frage mich oft, ob HSDD wirklich eine Frage von Libido und nicht eher eine Frage von Langeweile ist.» Nicht überraschenderweise haben Frauen, die von ihrem Partner getrennt leben, deutlich weniger Lustprobleme.

Sexuelle Anarchistinnen?

Neben den erhofften segensreichen Wirkungen einer lustfördernden Pille für Frauen in Partnerschaften treibt die Forscher ein heftiges Problem um: Was, wenn die Pille Frauen zu sexuellen Anarchistinnen macht? «Die Pille soll gut sein, aber nicht zu gut», sagt einer der an den Lybrido-Tests beteiligten Forscher, «darüber wurde unglaublich viel diskutiert. Die Angst, sexuell aggressive Frauen zu schaffen, war sehr verbreitet. Die Pille soll ja keine Nymphomaninnen hervorbringen.» Erinnert

sich jemand an ähnliche Diskussionen, während Viagra entwickelt wurde?

Die Vorstellung, dass möglicherweise eine Pille in ein paar Jahren die wacklige Monogamie weiter ins Schleudern bringen wird, ist beruhigend. Je nach Umfrage gehen heute zwischen 40 und 70 Prozent der Menschen, die in einer festen Beziehung leben, mindestens einmal fremd. Die Zahlen, sagen Wissenschaftler, seien mit Skepsis zu betrachten. Wenn es um Treue gehe, lüge fast jeder. Aber wer sich im Bekanntenkreis umsieht, hält die Zahlen für realistisch bis tiefgestapelt.

Monogamie als Sehnsucht wird bleiben. Aber wer sie lebt und mit offenen Augen betrachtet, weiss, dass sie eine Überforderung ist. Heimliche Seitensprünge sind ein lausiges Rezept, weil die meisten Partner Verdacht schöpfen. Unverblümete Offenheit stürzt in enorme Vertrauenskrisen, egal, wie viele Seitensprungportale man schon angeklickt hat und dass man es besser wissen müsste. Die Vorstellung, dass der eigene Mann, die eigene Frau im Bett jemand anderen mit Lust umarmte und frohen Sex hatte, ist erst einmal unerträglich. Aber warum man sich lieber trennt, als irgendwann darüber nachzudenken, ob möglicherweise nicht das Fremdgehen, sondern die allen Erfahrungen zum Trotz ersehnte Monogamie das eigentliche Problem ist, bleibt ein Rätsel. ○

der Schweiz 2012: 51,04 % +++ Die Scheidungsrates in der Schweiz 2012: 51,04 % +++ Die Scheidungsrates in der Schweiz 2012: 51,04 %

SEHF 

SWISS ECONOMIC HEALTH FORUM
`Health on Highest Level`

OVERWORKED AND UNDERLOVED?

Wie gut vertragen sich Arbeit, Leben und Liebe?

Anmeldung und Info: www.sehf.ch

DIE WELTWOCHEN

WELTWOCHEN-Leser sparen bis zu 100 Franken
Rabattcode: WELTWOCHEN

Bringen Sie Ihre
Work-Love-Balance
ins Gleichgewicht
Samstag, 15. Juni 2013
METROPOL
ZÜRICH

Foto: goanz / photocase.com



1965

Humor

In den sechziger Jahren veröffentlichte die *Weltwoche* in jeder Ausgabe eine Seite mit Witzen.



— Nicht überwältigend, das Kochbuch! Nicht einmal wie man harte Eier kocht steht darin!



— Es muss dich dein letztes Geld gekostet haben; also werde ich leider keine Zeit mehr für dich haben!



— Zehnfränkige Anteilscheine tönen gut. Die können doch nicht mehr als zehn Franken sinken.



— Ab und zu geh ich hinein und träume ein bisschen.

**Ein eigener Herd,
 ein braves Weib,
 sind Gold
 und Perlen wert.**



— Nun brüll mich nur nicht an! Erst am Schluss des Rezepts stand «Für sechzehn Personen».



— Soll das heissen, dass ich heut' abend hundert gute Franken umsonst ausgegeben habe?



— Im Sommer kaufe ich immer hier ein. Er hat miserables Fleisch, und es macht mir weniger aus, wenn mein Mann es im Gartengrill ruiniert.

Verkannt und verschmäht

Sachlich, transparent und objektiv – so stellt man sich den wissenschaftlichen Wettbewerb vor. Weit gefehlt: Immer wieder stossen findige Forscher auf Ablehnung und ihre bahnbrechenden Erkenntnisse können sich nicht durchsetzen. *Von Alex Reichmuth*



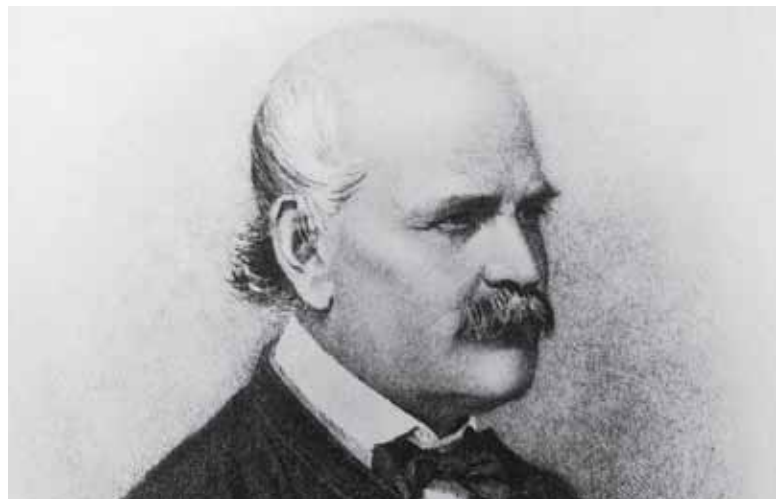
Seine Erkenntnisse widersprachen dem Zeitgeist: Astronom Galilei.



Vor Gericht gezerrt – aber nicht verurteilt: Psychologin Loftus.



Mit Holocaust-Leugnern gleichgesetzt: Statistiker Lomborg.



Unbequeme Tatsachen: Arzt Semmelweis.

Wien, im Jahr 1847. Jahrelang hatte das sogenannte Kindbettfieber Hunderte und Tausende Wöchnerinnen und ihre Kinder in der städtischen Gebärklinik dahingerafft. Doch plötzlich sanken die Todesraten auf ein Minimum. Der junge Arzt Ignaz Semmelweis hatte erkannt, dass am rätselhaften Sterben im Wochenbett nicht schlechte Luft oder irgendwelche magnetischen Einflüsse schuld waren, sondern die Ärzte selber. Weil diese ihre Hände nicht desinfizierten, bevor sie die Genitalien der Wöchnerinnen untersuchten, übertrugen sie todbringende Keime auf die Frauen. Semmelweis verordnete strenge Hygienemassnahmen, worauf das Kindbettfieber fast ganz verschwand.

Unzählige Menschen auf der ganzen Welt hätten so gerettet werden können. Doch Semmelweis' Erkenntnisse setzten sich ausserhalb von Wien kaum durch. Er bezeichnete seine

uneinsichtigen Kollegen zwar als Mörder. Aber diesen war die Vorstellung, dass sie selber den Frauen den Tod brachten, zu unbequem, als dass sie Semmelweis recht geben konnten. Semmelweis wurde schliesslich für geisteskrank erklärt und in eine psychiatrische Klinik eingeliefert. Dort starb er zwei Wochen später – Ironie des Schicksals – an einer Infektion. Erst postum wurde Semmelweis' Leistung als Wissenschaftler anerkannt, und das Hygienedenken hielt in den Spitälern Einzug.

«Und sie dreht sich doch»

So wie Semmelweis ging es zahlreichen Forschern. Ihre bahnbrechenden Ergebnisse wurden abgelehnt, negiert oder sogar verhöhnt. Oft standen die Erkenntnisse dieser Genieschlicht dem Zeitgeist entgegen. Der bekannteste Fall eines gescheiterten Wissenschaftlers ist Galileo Galilei. Der Astronom kam aufgrund von Beob-

achtungen mit dem Fernrohr zur Einsicht, dass nicht die Erde, sondern die Sonne im Zentrum des Kosmos steht. Das sogenannte heliozentrische Weltbild, bei dem nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde um die Sonne kreist, stand aber der Lehre der Kirche entgegen. 1633 wurde Galilei als «Ketzer» vor ein Inquisitionsgericht gestellt, und er musste seinen Überzeugungen öffentlich abschwören. Ob er nach Ende des Prozesses tatsächlich: «Und sie dreht sich doch» (gemeint ist die Erde) murmelte, kann heute nicht mit Sicherheit gesagt werden. Jedenfalls war Galilei nicht der Erste, der verteuelt wurde, weil er die Zentralstellung der Erde im Universum negierte. Bereits in vorchristlicher Zeit wurde dem Griechen Aristarch von Samos Gottlosigkeit vorgeworfen, weil er für das heliozentrische Weltbild eintrat. Ob Aristarch ebenfalls der Prozess gemacht wurde, ist nicht überliefert.

In der jüngeren Geschichte war es nicht mehr die Kirche, die Umwälzungen in der Wissenschaft verhinderte, sondern oft der Wissenschaftsbetrieb selbst. So erging es etwa dem deutschen Physiker Ludwig Boltzmann Ende des 19. Jahrhunderts. Er vertrat als einer der Ersten die Überzeugung, dass die Materie aus kleinsten Teilchen besteht, den Atomen. Dieses Modell stiess unter vielen Kollegen von Boltzmann auf heftige Ablehnung. Der Atomismus sei nicht einmal als brauchbare Arbeitshypothese zu verstehen, sondern sei ein blosser Irrtum, hielt ihm der spätere Nobelpreisträger Wilhelm Ostwald entgegen. Noch 1898 schrieb Boltzmann, die Atomtheorie sei «aus der Mode», und er konstatierte eine feindliche Stimmung. 1906 nahm er sich das Leben – möglicherweise wegen des frustrierenden Kampfs um seine Erkenntnisse. Nach dem Tod von Boltzmann wurde das Atommodell bald als richtig erkannt – vor allem infolge neuentdeckter Vorgänge wie des radioaktiven Zerfalls, die sich nur mit der Existenz von Atomen deuten liessen.

Aussenseiter haben es schwer

Auf ähnlichen Widerstand stiess auch der deutsche Meteorologe Alfred Wegener Anfang des 20. Jahrhunderts. Wegener gilt als Entdecker der Kontinentalverschiebung: Die Kontinente sind nicht starre Teile der Erdkruste, sondern bewegen sich auf dieser ähnlich wie Eisberge im Wasser. Ursprünglich gab es sogar einen einzigen Urkontinent namens Pangäa, dessen Teilstücke über Millionen von Jahren allmählich auseinanderdrifteten. Diese Deutung rief unter Wissenschaftlern einen Sturm der Entrüstung hervor.

Polemische Repliken prasselten auf Wegener nieder, wie Thomas Bührke in seinem Buch «Genial gescheitert» schreibt. Alle möglichen Krankheiten wie «Fieberfantasie», «Krustendrehkrankheit» oder «Polschubseuche» wurden dem Meteorologen angedichtet. Erst mehrere Jahrzehnte später wurde die Kontinentalverschiebung allgemein anerkannt und fand sogar Eingang in die Schulbücher.

Besonders schwer hatte es Wegener, weil er Meteorologe war – und damit ein Aussenseiter in einem von Geologen dominierten Forschungsgebiet. Wegener wurde vorgehalten, über Dinge zu reden, die er nicht verstehe. In irgendeiner Form Aussenseiter zu sein, ist oft der Grund, warum wissenschaftliche Genies und ihre Entdeckungen abgelehnt werden. So erging es auch der amerikanischen Genetikerin Barbara McClintock. Sie entdeckte aufgrund von Experimenten mit Mais, dass es Gene gibt, die innerhalb des Erbgutes hin und her springen. Aber sie war eine Frau in einem männerdominierten Forschungszweig. McClintock wurde nur belächelt, als sie ihre Erkenntnisse 1951 an einem Kongress vorstellte.

Die Ablehnung war so gross, dass sie zu «springenden Genen» ab 1953 nicht mehr publizierte, um ihre Reputation nicht zu gefährden. Immerhin durfte die Forscherin die Anerkennung ihrer Theorie erleben: 1983 erhielt McClintock den Nobelpreis für Medizin. «Sie führte ihre Arbeiten alleine und zu einer Zeit durch, als ihre Zeitgenossen noch nicht in der Lage waren, die Allgemeingültigkeit und Bedeutung ihrer Entdeckungen zu erkennen», hiess es in der Laudatio.

Lange verkannt wurde auch der Mediziner Harald zur Hausen. 1976 postulierte er, dass sogenannte Papillomaviren Gebärmutterhalskrebs verursachen – eine Idee, die von fast allen Kollegen als absurd bezeichnet wurde. Zur Hausen wurde vorgeworfen, er gehöre «zur neuen Spezies der spekulierenden Virologen». Doch der Deutsche lag richtig, wie Jahre später klar wurde. Zur Hausen bekam den Nobelpreis, und seine Erkenntnis bildet heute die Grundlage für die Impfung gegen Gebärmutterhalskrebs.

Auch das Beispiel von zur Hausen zeigt, dass in Wissenschaftskreisen oft der Herdentrieb massgebend ist: Je mehr Kollegen eine Idee ablehnen, desto unsinniger erscheint diese – also lehnt man sie auch ab. Dieser urmenschliche Reflex verstärkt sich noch, wenn eine Idee politisch inkorrekt ist.

Je mehr Kollegen eine Idee ablehnen, desto unsinniger erscheint diese.

Das bekam der dänische Statistiker Bjørn Lomborg zu spüren. 2001 legte er in seinem Buch «The Skeptical Environmentalist» dar, dass es der Umwelt global weit besser geht als angenommen. Damit beging Lomborg quasi ein Sakrileg. Kommentatoren auf der ganzen Welt waren entsetzt. Lomborg wurde sogar mit Holocaust-Leugnern gleichgesetzt. Und das Dänische Komitee für Wissenschaftliche Unredlichkeit kam zum Schluss, sein Buch verstosse gegen gute akademische Sitte. Immerhin: Das dänische Ministerium für Wissenschaft piff das Komitee zurück. Der Entscheid gegen Lomborg sei bar jeglicher Argumente erfolgt, stellte es fest.

Hass-Mails und Todesdrohungen

Entsetzte Reaktionen erzeugte auch die amerikanische Psychologin Elizabeth Loftus. Sie wies in den 1990er Jahren nach, dass das Erinnerungsvermögen in geradezu erschreckender Weise beeinflusst und manipuliert werden kann. In einem Experiment etwa konnten sich Probanden daran erinnern, wie sie als Kinder in einem Einkaufszentrum verloren gingen – obwohl ihnen eine solche Situation lediglich eingeredet worden war. Loftus' Erkenntnisse hatten gesellschaftliche Konsequenzen, denn

sie zeigten auf, dass zum Beispiel die Erinnerung an einen sexuellen Missbrauch in der Kindheit falsch sein kann. Die Psychologin wurde zur Hassfigur von Opferschutzvereinigungen und Frauenrechtlerinnen. Loftus bekam Hass-Mails und Todesdrohungen. Wegen ihrer Recherchen zu einem konkreten Fall von behauptetem sexuellen Missbrauch wurde sie vor Gericht gezerrt – aber nicht verurteilt. Auch in Fachkreisen löst Elizabeth Loftus mit ihrer Forschung bis heute Empörung aus. 1996 trat sie aus der Amerikanischen Psychiatrischen Vereinigung aus mit der Begründung, diese habe sich vom wissenschaftlichen Denken entfernt.

«Rücksichtslos ruiniert»

Mit noch mehr Widerstand konfrontiert war der britische Pädiater David Southall. Er machte in den 1980er Jahren schockierende Entdeckungen: Anhand von Videoaufzeichnungen wies er nach, dass manche Mütter, die ihre Kinder wegen Beschwerden in medizinische Behandlungen bringen, diese Beschwerden oft selber herbeigeführt haben – durch mutwillige Schädigung ihrer Kinder. Sogar Tötungen durch Vergiftung und Erstickung kommen vor. Nicht nur überführte Mütter, sondern auch Fachkollegen machten von da an Southall das Leben schwer. Immer wieder leiteten diese über den britischen General Medical Council Suspendierungs- und Gerichtsverfahren gegen ihn ein. Zwar konnte sich Southall jedes Mal mit Erfolg wehren, aber «seine Karriere ist ruiniert worden, rücksichtslos», wie *The Guardian* 2010 schrieb.

Das Problem, dass bahnbrechende Forschung oft gegen den wissenschaftlichen Konsens verstösst, fiel auch dem Schweizer Ökonomen Bruno S. Frey auf. «Gute oder gar revolutionäre wissenschaftliche Forschung zeichnet sich dadurch aus, dass sie neue Massstäbe setzt und sich oft erst gegen das herrschende Paradigma durchsetzen muss», schrieb er 2007 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Frey ist allgemein bekannt als einer, der es wagt, den Wissenschaftsbetrieb zu kritisieren. Dass unbequeme Zeitgeister in diesem einen schweren Stand haben, musste Frey selber erleben. Ihm wurde 2012 «Selbstplagiat» vorgeworfen. Frey hatte einen Artikel über den Untergang der «Titanic» mehrfach (in identischer oder ähnlicher Form) in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften publiziert, ohne dies klar zu deklarieren – eigentlich eine Bagatelle. Letztes Jahr verzichtete die Universität Zürich dann auf eine Verlängerung des Arbeitsverhältnisses mit Frey. Einen Grund nannte die Universität nicht. Aber man kann davon ausgehen, dass die Eigenplagiatsvorwürfe massgebend waren. Einer der renommiertesten Ökonomen Europas war kaltgestellt. ○

«Der beste islamische Staat»

Die Polizei erschoss in Stockholm einen Machete-Schwingenden Mann. Danach randalierten muslimische Einwanderer und steckten Autos und Busse in Brand. Der Gewaltausbruch ist Symptom einer tiefliegenden Malaise. Das schwedische Multikulti-Modell ist gescheitert. *Von Soeren Kern*

Hunderte von muslimischen Einwanderern zogen randalierend durch Teile der schwedischen Hauptstadt Stockholm, steckten Autos und Busse in Brand, legten Feuer und bewarfen die Polizei mit Steinen. Diese Unruhen – eine vorhersehbare Konsequenz des gescheiterten schwedischen Multikulti-Modells, das muslimische Einwanderer nicht dazu anhält, sich zu assimilieren oder sich in die schwedische Gesellschaft zu integrieren – lassen für die Zukunft nichts Gutes ahnen.

Die Auseinandersetzungen begannen, nachdem Polizisten am 13. Mai einen Machete-schwingenden 69-jährigen Mann in einem mehrheitlich muslimischen Quartier erschossen hatten. Die genauen Umstände des Vorfalles sind zwar weiterhin ungeklärt, aber nach Informationen der Polizei hätten die Beamten in Notwehr geschossen, als der Mann (dessen Nationalität nicht angegeben wurde) sie mit seiner Waffe bedroht habe.

Am 15. Mai rief die muslimische Jugendorganisation «Megafonen» zu Protestaktionen gegen das brutale Vorgehen der Polizei auf und verlangte eine unabhängige Untersuchung des Vorfalles sowie eine öffentliche Entschuldigung.

Am 19. Mai kam es in Husby, einem überwiegend muslimisch geprägten Viertel im Westen der Hauptstadt, dessen Bewohner zu mehr als achtzig Prozent aus Afrika und dem Nahen Osten kommen, zu Unruhen. Mindestens hundert verummte Jugendliche steckten Autos und Häuser in Brand, schlugen Schaufenster ein, demolierten Geschäfte und bewarfen Polizei und Rettungsdienste mit Steinen und Flaschen. Die Unruhen breiteten sich rasch auf mindestens fünfzehn andere Quartiere von Stockholm aus, darunter Fittja, Hagsätra, Kista, Jakobsberg, Norsborg, Skärholmen, Skogås und Vårberg.

Nach zwei Nächten zunehmender Gewalt rief der schwedische Ministerpräsident Fredrik Reinfeldt zu Ruhe und Besonnenheit auf und verurteilte die Unruhen als Vandalismus. Sein Appell («Eltern, Erwachsene – jeder muss sein Teil dazu beitragen, damit sich die Lage wieder beruhigt») konnte nicht verhindern, dass es auch in den folgenden Nächten zu Ausschreitungen kam, bei denen muslimische Jugendliche zwei Schulen, eine Polizeiwache, ein Restaurant, ein Kulturzentrum sowie mehr als fünfzig Autos und Busse in Brand setzten.

Die Unruhen, die einige Parallelen zu den Unruhen in Frankreich im Jahr 2005 aufwei-

sen, haben das Land schockiert. Die Schweden haben die Konsequenzen der staatlichen Einwanderungspolitik, die zur Herausbildung einer muslimischen Parallelgesellschaft beigetragen hat, lange Zeit ignoriert.

Offizielle Zahlen liegen zwar nicht vor, aber das US-Aussenministerium teilte vor zwei Jahren mit, dass mittlerweile 450 000 bis 500 000 Muslime in Schweden leben, das entspricht etwa fünf Prozent der Gesamtbevölkerung (9,5 Millionen).

Sofort Unterkunft und Sozialleistungen

Begünstigt wurde die Einwanderung von Muslimen durch eine Asylpolitik, die zu den grosszügigsten auf der ganzen Welt gehört. So erhielten in den frühen 1990ern knapp 100 000 Flüchtlinge aus Südosteuropa Asyl, die sich vor den Balkankriegen in Sicherheit bringen wollten. Auch für irakische Flüchtlinge ist Schweden überaus attraktiv. Als Konsequenz des Iran-Irak-Kriegs (1980–1988), des Golfkriegs (1990/91) und des Irakkriegs (2003–2011) leben inzwischen mehr als 120 000 Iraker in Schweden. Iraker (Christen wie Muslime) sind, gleich nach der finnischen Minderheit, die zweitgrösste ethnische Minderheit in Schweden.

Schweden hat in den letzten Jahren Tausenden von Flüchtlingen Asyl gewährt, nicht nur aus Afghanistan, Somalia und Syrien, sondern auch aus Ägypten, Aserbaidshan, Bangladesch, Eritrea, dem Iran, Jordanien, Jemen,

Schwedens Asylpolitik gehört zu den grosszügigsten auf der ganzen Welt.

Kamerun, Kasachstan, Kirgistan, dem Kongo, dem Libanon, Libyen, Mali, Marokko, Mauretanien, Nigeria, Pakistan, Saudi-Arabien, dem Sudan, Tunesien, der Türkei und Usbekistan.

Für dieses Jahr rechnet das schwedische Migrationsamt mit 54 000 Asylsuchenden – die höchste Zahl seit den 1990ern. Im vergangenen Jahr wurden 44 000 Asylsuchende aufgenommen, fast fünfzig Prozent mehr als 2011. In diesem Jahr wird mit mindestens 18 000 Asylbewerbern allein aus Syrien gerechnet. Seit September 2012 wurden wöchentlich 1250 Asylbewerber registriert, was die Kapazitäten des Migrationsamts (500 bis 700) weit übersteigt.

Schweden ist ein sehr beliebtes Ziel bei Asylsuchenden, weil sie sofort nach der Ankunft

Anspruch auf freie Unterkunft und Sozialleistungen haben. Allerdings haben viele Einwanderer aus Afrika, Asien und dem Nahen Osten aufgrund mangelhafter Ausbildung grosse Schwierigkeiten, in Schweden einen Arbeitsplatz zu finden.

Infolgedessen leben viele Einwanderer ausserhalb der schwedischen Gesellschaft und wohnen in Vierteln, in denen man kaum noch einem Schweden begegnet. Das wiederum hat zur Herausbildung von Parallelgesellschaften und No-go-Gegenden geführt, in denen Nichtmuslime sich praktisch nicht mehr frei bewegen können.

Mancherorts funktionieren diese Quartiere gewissermassen als eigenständige Territorien, in denen die Scharia angewendet wird und die schwedischen Behörden praktisch keine Präsenz mehr zeigen und Grundeinrichtungen wie öffentliche Sicherheit, Feuerwehr und Rettungsdienste nicht mehr gewährleistet werden können.

Im südschwedischen Malmö, wo Muslime mehr als ein Viertel der Bevölkerung stellen, weigern sich Feuerwehrleute und Rettungsdienste, das muslimische Viertel Rosengård ohne polizeilichen Begleitschutz zu betreten. In Rosengård dürften mehr als achtzig Prozent der männlichen Bevölkerung arbeitslos sein. Als Feuerwehrleute anrückten, um einen Brand in der Hauptmoschee von Malmö zu löschen, wurden sie von einem Steinhagel empfangen.

In Göteborg schleuderten muslimische Jugendliche Molotowcocktails auf Einsatzfahrzeuge der Polizei. In Angered, einem Viertel im Nordosten, wo kürzlich mehr als fünfzehn Polizeifahrzeuge demoliert wurden, gingen Jugendliche mit grünen Laserpointern gegen Polizeibeamte vor, so dass einige von ihnen zeitweilig das Augenlicht verloren.

Im Göteborger Quartier Backa wurden Polizisten von Jugendlichen mit Steinen beworfen. In mehreren Stadtvierteln setzten muslimische Jugendliche Autos in Brand und griffen Rettungsfahrzeuge an.

Gleichzeitig bestehen muslimische Einwanderer immer nachdrücklicher auf Sonderregelungen und Privilegien für den Islam. Im Februar beispielsweise wurde einer Moschee in Stockholm von der Stadtverwaltung die Genehmigung erteilt, vom Minarett öffentliche Gebetsrufe zu verbreiten, das erste Mal, dass eine solche Genehmigung in Schweden erteilt wurde.



Über achtzig Prozent der Bewohner kommen aus Afrika und dem Nahen Osten: Stockholmer Viertel Husby.

Eine Mehrheit des Stadtentwicklungsausschusses von Botkyrka, einem südlichen Vorort von Stockholm, votierte dafür, das aus dem Jahr 1994 stammende Verbot solcher Gebetsrufe aufzuheben. Nun kann der Muezzin der türkischen Moschee in Fittja, einem Stadtteil von Stockholm, von der Spitze des 32 Meter hohen Minarets die Gläubigen also zum Gebet rufen. Diese Frage stand zur Abstimmung, nachdem Ismail Okur, der Vorsitzende des Islamischen Vereins in Botkyrka, im Januar 2012 beantragt hatte, der Moschee das Abhalten öffentlicher Gebetsaufrufe zu erlauben.

In einem Interview mit der Zeitung *Dagen* erklärte Okur, ältere Generationen muslimischer Einwanderer hätten sich nicht getraut, sich nachdrücklich für ihre Interessen einzusetzen, aber er vertrete die «neuen Jungs», die entschlossen seien, «ihr Recht auf Religionsfreiheit» in Schweden auszuüben.

Auf den Hinweis, dass Schweden historisch ein christliches Land sei, entgegnete Okur: «Vielleicht war das früher so, in den 1930ern und 1940ern. Heute leben wir in einer neuen Zeit. Wir sind mehr als 100 000 (sic!) Muslime in Schweden. Sollten wir unsere Religion denn nicht ausüben dürfen, besonders hier in Botkyrka, wo wir so viele sind?»

Schwedische Multikulti-Sympathisanten stimmen dem zu. Das Multikulturelle Zentrum von Botkyrka rief die Schweden kürzlich auf, «schwedisch» nicht mit «weiss» gleichzusetzen, nur so könne das Schwedischsein eine «gesellschaftlich nachhaltige Zukunft» ha-

Viele Einwanderer sind dauerhaft auf staatliche Unterstützung angewiesen.

ben. Andererseits hat eine wachsende Zahl von Schweden zunehmend Zweifel, ob Multikulturalismus und Masseneinwanderung auf lange Sicht zu halten sind.

«Nicht länger tragbar»

Einwanderungsminister Tobias Billström markierte kürzlich einen Wendepunkt in der Debatte, als er in einem Interview mit der Tageszeitung *Dagens Nyheter* feststellte, dass die Gesetze für Asylsuchende und andere Immigranten verschärft werden müssten, um auf diese Weise die Zahl der Einwanderer zu reduzieren. Er erklärte: «Schweden ist heute eines der Länder, das EU-weit die meisten Einwanderer aufnimmt. Das ist nicht länger tragbar.» Billström fügte hinzu: «Heutzutage haben

wir ganze Familien, die ausschliesslich von staatlichen Sozialleistungen leben. Ist das vernünftig?»

Die Schwedendemokraten, eine konservative Anti-Einwanderungs-Partei, könnten laut Meinungsumfragen bei den nächsten Wahlen im September 2014 die drittstärkste politische Kraft werden, denn sehr viele Wähler betrachten die Entwicklung im Land mit Sorge. Doch die Unruhen in Stockholm machen deutlich, dass der Schaden im Grunde schon eingetreten ist. Die fatale Schwäche des schwedischen Multikulti-Modells ist es, dass Hunderttausende von Einwanderern aufgenommen wurden, die nie und nimmer einen Arbeitsplatz finden oder einen erkennbaren Beitrag zur schwedischen Gesellschaft leisten werden. Viele Einwanderer sind dauerhaft auf staatliche Unterstützung angewiesen.

Der Malmöer Imam Adly Abu Hajar fasste es kürzlich in einem Interview mit der Tageszeitung *Skånska Dagbladet* treffend zusammen: «Schweden ist der beste islamische Staat.»

Soeren Kern ist Senior Fellow am Gatestone Institute in New York und Senior Fellow for European Politics am Forschungsinstitut Grupo de Estudios Estratégicos in Madrid. www.gatestoneinstitute.org

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Mutter Courage

Rund um die Welt haben Menschen mit Staunen diese Frau bewundert. Die unbewaffnete Ingrid Loyau-Kennett stoppte zwei islamistische Mörder gleich nach der Tat – wortgewandt und mit beeindruckender Ruhe. Sind Frauen mutiger als Männer? Von Urs Gehriger

Millionen fühlten dasselbe. Ingrid war der Lichtblick an jenem rabenschwarzen Tag letzte Woche, als zwei islamistische Messermörder auf offener Strasse einen Soldaten zerhackten.

Ingrid Loyau-Kennett ist ihr Name, 48, Mutter zweier Kinder, ehemalige Lehrerin und Pfadfinder-Leiterin. Sie sitzt im Bus auf dem Weg nach Hause, als sie im Londoner Aussenquartier Woolwich ein zerstörtes Auto und einen reglosen Mann auf der Strasse sieht. Zuerst denkt sie an einen Unfall. Sie steigt aus, inspiziert das Opfer, sieht, dass jede Hilfe zu spät kommt. Dann tritt sie einem der Attentäter gegenüber. Er hat seine Mordwaffe, ein Messer, noch in der Hand. «Wir wollen in London heute Abend einen Krieg beginnen», sagt er. Beherzt beginnt Ingrid Loyau-Kennett auf ihn einzureden, versucht ihn von weiteren Morden abzuhalten und fordert den Bluttriefenden auf, ihr seine Waffen zu übergeben.

«Ich hatte keine Angst», sagt Ingrid Loyau-Kennett später dem Fernsehsender ITV. «Besser ich als ein Kind. Da waren so viele Mütter mit Kindern unterwegs.»

In die Bewunderung für die Courage der Frau mischen sich Fragen: Warum hat sie das getan? Hätte ein Mann gleich reagiert? Sind Frauen mutiger als Männer?

Beispiele mutiger Frauen, die furchtlos ihr Leben zur Verteidigung eines Prinzips riskieren, gibt es etliche. Die burmesische Menschenrechtlerin Aung San Suu Kyi zum Beispiel. Oder die gebürtige Somalierin Ayaan Hirsi Ali, die wegen ihrer scharfzüngig abgefassten Kritik an der islamischen Orthodoxie mit Morddrohungen überhäuft wurde. Wir wissen auch um den Mut von Frauen, die ihre Kinder mit ihrem Leben beschützen. Ebenso bekannt ist, dass Frauen in Notsituationen über sich hinauswachsen können, wie Grace Kelly in der Rolle der Amy Kane in «High Noon», einer Pazifistin, die einen Banditen erschiesst, bevor er ihren Mann umbringt.

Aber wenn es um Mut und Tapferkeit geht, sind die Rollen zementiert. Der Part des furchtlosen Helden, Eroberers, Kriegers, der dank seiner ausgeprägten Physis den Gegner bezwingt, ist von Männern besetzt. Wo Frauen in dieser Rolle auftreten, entspringen sie meist Männerfantasien (Amazonen), besitzen männliche Tugenden (Jeanne d'Arc) oder werden von Mythendichtern und Künstlern verklärt (Marianne). Kurz: Die Rollenverteilung ist seit Homers «Odyssee» kaum verändert.



«Besser ich als ein Kind»: Augenzeugin Loyau-Kennett.

Was also macht den Mut einer Ingrid Loyau-Kennett aus?

Spuren davon findet man bereits in der Figur der Penelope. Die Frau des Odysseus hielt in der kriegsbedingten Absenz ihres Gatten die machtlüsternen Männer am Hof von Ithaka durch eloquente Worte in Schach. Und durch Schlaueit! Denn um die lechzenden Freier auf Distanz zu halten, braucht es nicht bloss Worte, sondern vor allem Raffinesse.

«Ihr werdet nicht gewinnen»

Die Schlaueit ist eine Qualität, mit der Frauen heute in Domänen vordringen, die traditionell von «mutigen Männern» besetzt werden. Es sind Frauen wie die CIA-Agentin Maya in Kathryn Bigelows «Zero Dark Thirty», der filmischen Annäherung an die Jagd auf Osama Bin Laden. Die ebenso obsessiv wie klug agierende Maya, die während Jahren in der Herz-

kammer der Terrorfahndung agiert, ist keine Kunstfigur. Die CIA, einst ein klassisches *old-boy network*, wird seit rund drei Jahrzehnten langsam und stetig durch Frauen verstärkt. Zurzeit ist die Chefanalystin der CIA eine Frau, ebenso die zweithöchste Person im National Clandestine Service und die dritthöchste Beamtin der CIA.

«Frauen haben einen besonderen Blick für Details und Beziehungen», sagt Michael Scheuer, der in der CIA 1995 weibliche Talente für die Jagd auf die Führungsclique al-Qaidas zu rekrutieren begann. «Und ehrlich gesagt verbringen sie auch viel weniger Zeit als unsere Jungs damit, einander Kriegsanekdoten zu erzählen, zu schwatzen und vor der Tür Zigaretten zu rauchen.»

Aber nicht nur in der Analyse, auch auf dem Schlachtfeld haben Frauen längst bewiesen, dass es ihnen nicht an Mut und Tapferkeit

fehlt. Als Kämpferinnen in Pluderhosen bei der PKK etwa, oder in Kampfstiefeln in den Reihen der Farc im kolumbianischen Dschungel.

Doch der Mut von Terrorfahnderinnen und Frauen im Krieg ist meilenweit entfernt von der Zivilcourage der Ingrid Loyau-Kennett, die sich in einem Londoner Aussenquartier – aus dem ruhigen Alltag heraus – vor einen Attentäter stellt.

Ingrids Beispiel steht nicht allein. Letztes Jahr machte eine 82-jährige Dame in Northampton Schlagzeilen, als sie sechs (!) maskierte Juwelendiebe in flagranti mit ihrer Handtasche traktierte und diese mit raumgreifendem Jiu-Jitsu in die Flucht schlug, nachsetzte und einen der Kriminellen vom Fluchtröller schlug. Dabei wurde die «Bag Lady» von einem Dutzend tatenlos glotzenden Passanten bestaunt.

Schreiten Frauen in kritischen Situationen mutiger ein als Männer? «In meiner Erfahrung sehe ich Frauen im Alltag und in Notsituationen tatsächlich als mutiger», sagt Politologin Regula Stämpfli, Fachfrau für feministische Tiefenforschung. «Männer sind mutig im Positionbeziehen, im Denken, sie stehen gerne für Abstraktion ein, während Frauen Gerechtigkeit machen, statt nur bereden.» Sie hüte sich allerdings, betont Stämpfli, aus ihrer Alltagserfahrung Alltagsplätze zu machen.

Stämpflis persönliche Erlebnisse scheinen sich mit der Wissenschaft zu decken. Ein Team der University of Chicago hat fünf verschiedene Situationen analysiert, in denen Männer und Frauen Gefahren auf sich nehmen mussten. Das Ergebnis: In vier der fünf Arten heldenhaften Verhaltens zeigten sich Frauen mutiger als Männer.

Männer beweisen heldenhaftere Qualitäten in Situationen, in denen Körperkraft, schnelles Handeln und eisernes Ruhebewahren gefragt sind, so die Wissenschaftler. Da es sich dabei um auffällige Taten handle, spreche man mehr darüber. In anderen Gefahrensituationen hätten weibliche Heldinnen jedoch die Nase vorne: So liege der Anteil der weiblichen Nierenspenden bei etwa 57 Prozent. Und auch unter humanitären Helfern existiere ein Frauenanteil von 61 Prozent. Ausserdem belegten Zahlen, dass mehr nichtjüdische Frauen als Männer während des Zweiten Weltkrieges Juden geholfen hätten, den Nazis zu entkommen.

Interessant sind die Motive der Fluchthelfer: Männer haben eher unter dem Eindruck einer Prinzipien-Verletzung oder unter der aktuellen Herausforderung der Notsituation geholfen. Frauen hingegen eher unter dem Eindruck aktuellen Leids.

Aber auch diese Analyse vermag das Mysterium «Mutter Courage» nicht zu entschleiern. Denken wir zum Beispiel an die schwarze Näherin Rosa Parks, die sich 1955 in Montgomery,

Alabama, weigerte, ihren Sitzplatz im Bus für einen weissen Fahrgast zu räumen und mit dieser Tat die Bürgerrechtsbewegung in den USA mit auslöste. Oder an Malala Yousafzai, das Mädchen aus dem pakistanischen Swat-Tal, das als Elfährige gegen den Taliban-Terror anbloggte und das Recht der Mädchen auf Schulbildung einforderte. Letztes Jahr wurde sie von einem Attentäter niedergestreckt. Getragen von einem unbeschreiblichen Willen hat sie angekündigt, ihre Arbeit fortzusetzen.

Nicht allein der Eindruck von aktuellem Leid hat Rosa und Malala geleitet, sondern ebenso Prinzip- und Gerechtigkeitssinn. Und diese Motivation entspricht einer klassischen Definition von Mut. Nach Aristoteles ist der Sinn des Mutes als Tugend die Verwirklichung des Guten. In diesem Bestreben hält der Mutige dem Furchtbaren stand. «Das Furchtbarste ist aber der Tod.»

Indem sie selbst den Tod in Kauf nahm, handelte Ingrid Loyau-Kennett im klassischen Sinn mutig. «Besser ich als ein Kind», sagte sie. Und sie hielt dabei nicht mit der eigenen Meinung zurück. Als der Attentäter seine islamis-



Schlichtende Instanz: mit dem Attentäter.

tischen Gewaltparolen deklarierte, antwortete sie nüchtern: «Im Moment gibt es nur Sie gegen eine ganze Menge Menschen. Ihr werdet nicht gewinnen.»

Weshalb eskalierte die Konfrontation nicht? Reagieren Männer zurückhaltender auf Frauen? Wirken Frauen gar als Aggressionsblocker? Auf den Messermörder von London hat Frau Loyau-Kennett offenbar genau so gewirkt. Weil sie die physisch Schwächere war, weil sie keine «Konkurrenz» bedeutete und nicht als verlängerter Arm der Staatsmacht auftrat.

Möglicherweise ist Deeskalation tatsächlich jene weibliche Qualität, die in solchen Situationen ausschlaggebend ist. «Aber nicht, weil sie per se und genetisch bedingt weiblich wäre», relativiert eine gute Redaktionskollegin, «sondern weil Frau sie eingeübt hat und weil man sie von ihr erwartet!» Von Frauen werde nicht erwartet, dass sie gewinnen.

Siegen und in Konkurrenz treten mit anderen werde ihnen nachgerade verübelt. «Aber der Frau wird Beifall geklatscht, wenn sie als schlichtende Instanz auftritt.»

Sie half – und fuhr nach Hause

Konstatieren wir also: Frauen sind nicht mutiger – aber anders mutig als Männer. Wie anders? «Frauen sind in Notsituationen eher von Empathie geleitet», sagt Esther Girsberger, Dozentin und Publizistin, die demnächst ein Buch über Livia Leu, die erste Schweizer Botschafterin im Iran veröffentlicht. «Frauen denken zunächst nicht an die ganze Folgekette, sondern sind geprägt vom Gedanken: <Ich muss jetzt sofort handeln.> Männer hingegen handeln weniger spontan. Sie machen oft eine Risikoabwägung, bevor sie eingreifen.»

Girsbergers Beobachtung deckt sich mit der Szene in Woolwich, wo neben Ingrid Loyau-Kennett zwei weitere Frauen durch Zivilcourage beeindruckten. Im Schatten der Attentäter, die parolendreschend am Tatort paradierten, knieten sie neben dem attackierten Soldaten Lee Rigby. Die eine, Amanda Donnelly-Martin, barg den Sterbenden in ihren Armen. Neben Amanda kniete ihre Tochter Gemini. Gemeinsam beteten sie für ihn. Amanda sagte: «Er hätte auch mein Sohn sein können.»

Die Presse feierte die drei Frauen als Heldinnen. Premierminister Cameron lobte Loyau-Kennett als Beispiel vorbildlichen Mutes. Nichts liegt den «Engeln von Woolwich» (*Daily Mail*) ferner. Als die Polizei nach zwanzig Minuten endlich am Tatort auftauchte, stieg Ingrid Loyau-Kennett einfach in den Bus und fuhr nach Hause. Und auch Amanda machte sich mit Tochter Gemini auf den Heimweg.

An dieser Stelle offenbart sich ein weiterer Unterschied zwischen Heldinnen und Helden. Als Charles Ramsey in Cleveland Anfang Monat drei Frauen und ein Kind nach jahrelanger Kerkerhaft aus einem Nachbarhaus befreite, liess er sich von den angereisten Weltmedien ausgiebig feiern und sogar als Werbeträger für seinen Arbeitgeber McDonald's einspannen. Die drei Frauen aus London hingegen gingen nach ihrer mutigen Tat auf Tauchstation.

«Wir möchten nicht darüber sprechen», sagte Gemini der neugierigen Presse. «Wir wollten uns einfach um den armen Mann kümmern. Niemand sollte so sterben, allein auf der Strasse ohne Beistand.» Ihre Tat sei nicht mutig gewesen, fügte sie an. «Jeder hätte getan, was wir getan haben.»

Am Tatort wimmelte es unmittelbar nach dem Mord von Menschen, unter ihnen viele Männer. Vor Schock versteinert, blieben sie stehen oder filmten aus der Distanz. Nur Ingrid, Amanda und Gemini zeigten Courage. Drei Frauen. Ein Zufall? Vielleicht. Ein bemerkenswerter jedenfalls. ○

Der nützliche Psychopath

Präsident John F. Kennedy, Serienkiller Ted Bundy, Filmagent James Bond, der Kindermörder Werner Ferrari und der Topmanager Steve Jobs haben mehr gemein, als man denkt. Entscheidend seien das Mass und die Umstände, sagt Psychopathie-Forscher Kevin Dutton. *Von Alex Baur*

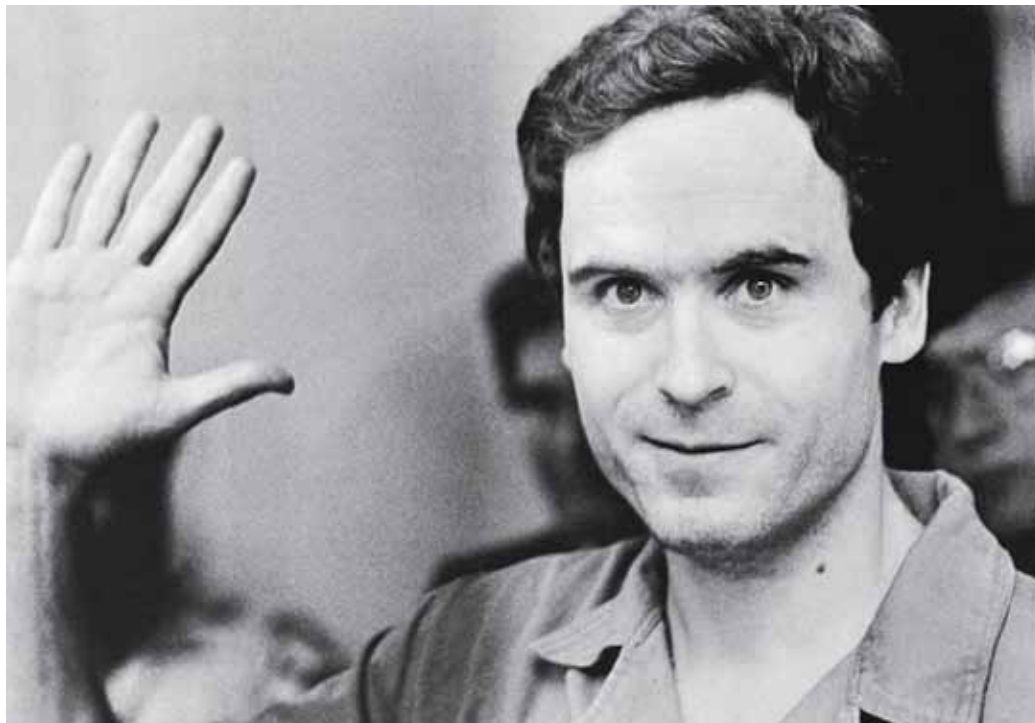
Am 19. April 1841 kollidierte die «William Brown» vor der Küste von Neufundland mit einem Eisberg und sank. Mehr als dreissig Schiffbrüchige retteten sich in ein Beiboot, das aber nur für sieben Passagiere ausgelegt war und bald auseinanderzubrechen drohte. Der Offizier Francis Rhodes liess deshalb sechzehn Überlebende von Bord stossen und in den Tod schicken. Damit, so rechtfertigte er sich später, habe er ebenso vielen Menschen das Leben gerettet. Sie wären sonst alle gestorben.

Bei nüchterner Betrachtung muss man Rhodes recht geben. Hätte er mit dem mörderischen Befehl nicht auch sein eigenes Leben gerettet, er wäre wohl als Held in die Geschichte eingegangen. Doch: Wer bringt schon die Kaltblütigkeit auf, zu töten, um Leben zu retten? Für den britischen Forscher Kevin Dutton* war Rhodes der Prototyp eines Psychopathen, der für die Menschheit von Nutzen sein kann, obwohl – oder gerade weil – ihm jedes Mitgefühl fehlte. Und von diesen «nützlichen Psychopathen» gibt es gemäss Dutton mehr, als man denkt.

Falscher Charme, parasitärer Lebensstil

Als Psychopathen bezeichnet man gemeinhin Mörder vom Schlage der Film- und Romanfigur Hannibal Lecter («Das Schweigen der Lämmer»), die sich durch unbegrenzte Skrupellosigkeit, Raffinesse, Triebhaftigkeit und Egoismus auszeichnen. Der Amerikaner Robert Hare erstellte 1980 eine Checkliste der Psychopathie (PCL), die später verfeinert wurde und weltweit als Standard gilt. Zwanzig Persönlichkeitsmerkmale werden dabei mit 0 bis 2 Punkten bewertet. Wer mehr als 26 von 40 möglichen Punkten erreicht, gilt als gefährlicher Psychopath. Die Merkmale lassen sich in vier Gruppen einteilen:

- 1 — **Interpersoneller Faktor:** Das Spektrum reicht vom Blender, der sein Gegenüber im Alltag mit oberflächlichem Charme und Schlaumeiereien austrickst, bis hin zum pathologischen Lügner, der seine Mitmenschen gezielt manipuliert und für seine Zwecke einspannt.
- 2 — **Affektiver Faktor:** Das Spektrum reicht vom Mangel an Schuldgefühlen gegenüber dem Partner, den er ohne Gewissensbisse betrügt, bis hin zur totalen Verantwortungslosigkeit.
- 3 — **Lebensstil:** Das Spektrum reicht vom steifen Gefühl der Langeweile, das durch künstliche Reize kompensiert wird, bis hin zum rücksichtslos parasitären Lebenswandel.
- 4 — **Antisozialer Faktor:** Das Spektrum reicht vom Überschreiten gesellschaftlicher Normen bis hin zum notorischen Verbrechen.



Feines Gespür für menschliche Schwächen: Massenmörder Bundy, 1978.



Hohe Psychopathie-Werte: Präsident Kennedy.



Ikone: Anthony Hopkins als Hannibal Lecter.



Nerven aus Stahl: Astronaut Armstrong.



Genialer Verführer: Apple-Gründer Jobs.

Psychopathen sind, einfach ausgedrückt, bindungslose Egoisten, die sich durch einen Mangel an Mitgefühl und Furcht auszeichnen. Im Extremfall leben sie ihre Triebe hemmungslos aus, wobei sie, in ihrer eigenen Logik, durchaus bedacht und folgerichtig handeln. Das sind alles ausgesprochen negativ besetzte Eigenschaften. Dutton relativiert: Psychopathen haben eine wichtige Funktion in unserer Gesellschaft. Und wir sollten uns hüten, die «moralische Behinderung» nach moralischen Kriterien zu beurteilen. Ob Psychopathen gut oder schlecht sind, ist eine Frage des Masses und der Umstände.

Zwei amerikanische Forscher werteten die Biografien amerikanischer Präsidenten mit Hilfe der Psychopathie-Checklist aus und wiesen bei den meisten erhöhte Werte nach. Überraschend ist die Rangordnung: Populäre Figuren wie John F. Kennedy oder Bill Clinton schafften mehr «Psychopathie-Punkte» als etwa George W. Bush oder Richard Nixon, die kaum als Lichtgestalten gelten. Dass sogar extreme Psychopathen beliebt sein können, zeigt das Beispiel der Kunstfigur James Bond: Er tötet gnadenlos, legt Frauen reihenweise flach, ohne sich um die Konsequenzen zu kümmern, rast durch die Strassen wie ein Henker und hinterlässt kolossale Trümmerhaufen, wo immer er auftaucht – und trotzdem ist 007 ein bewunderter Superstar.

Gerade die Furchtlosigkeit, die den Psychopathen auszeichnet, hat der Menschheit schon grossen Nutzen gebracht. Ein guter Bombenentschärfer verfügt über dieselbe Kaltblütigkeit wie ein Bombenleger. Die Fliegerasse, die sich im Zweiten Weltkrieg trotz geringer Überlebenschancen freiwillig in den Kampf stürzten, waren zweifellos Psychopathen, doch ohne sie wäre der Krieg gegen die Tyrannei aussichtslos gewesen. Und hätte Neil Armstrong nicht Nerven aus Stahl gehabt – die erste Mondlandung hätte im Desaster geendet.

Das Beispiel der Mondlandung ist deshalb aufschlussreich, weil hier das menschliche Verhalten in extremer Stresssituation erstmals medizinisch dokumentiert wurde. In der gefährlichsten Phase, beim Aufsetzen, fanden die Astronauten lange keine geeignete Stelle. Armstrong zögerte die Landung so lang hinaus, bis er die Kapsel, praktisch mit dem letzten Tropfen Treibstoff, unbeschädigt auf den Boden bringen konnte. Anders als bei jedem normalen Menschen stieg sein Puls dabei aber nicht an – im Gegenteil, er sank. Diese emotionale Unterkühlung ist typisch für einen Psychopathen.

Vor allem im angelsächsischen Raum wird das Wesen der Psychopathie bei Strafgefangenen, aber auch bei Topmanagern, Spitzenchirurgen, Anwälten oder Politikern seit geraumer Zeit mit den Mitteln der Hirnforschung untersucht. Dank der Positronen-Emissions-Tomografie (PET) lassen sich heute die Aktivitäten im Hirn recht präzise lokalisieren. Die Resultate sind eindeutig: Bei Versuchspersonen mit erhöhten Psychopathie-Werten sind bestimm-

te Regionen im Hirn, die der Gefühlswelt zugeordnet werden, kaum aktiv. Zwar empfinden auch sie durchaus Angst; doch sie verfügen über die Fähigkeit, sich mit einer Art Tunnelblick auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Diese Fähigkeit kann bis zu einem gewissen Grad antrainiert werden, sie hängt auch vom Milieu ab, in dem ein Mensch sozialisiert wurde. Zu einem grossen Teil ist sie aber vererbt, also genetisch bedingt. Dutton geht davon aus, dass etwa ein bis zwei Prozent der Bevölkerung Psychopathen sind. Dieser Wert scheint sich über die Jahrhunderte kaum verändert zu haben. Untersuchungen haben gezeigt, dass Psychopathen zwar mehr Sexualpartner haben als normale Menschen. Weil sie weniger dauerhafte Beziehungen pflegen, sind sie bei der Fortpflanzung trotzdem im Nachteil. Dies ist mutmasslich auch der Grund, weshalb weibliche Psychopathen selten sind: Eine Frau, der ein schützender «Brutpflegeinstinkt» abgeht, ist als Mutter völlig ungeeignet.

Ted Bundy gilt als Inbegriff des mörderischen Psychopathen. Während den 1970er Jahren hatte der unauffällige und charmante Amerikaner mindestens 35 Studentinnen mit raffinierten Tricks in seine Wohnung gelockt, wo er diese tötete und die Leichen schändete (während seiner

Sie können sich mit einer Art Tunnelblick auf das Wesentliche konzentrieren.

Hinrichtung 1989, die Bundy angeblich gefasst über sich ergehen liess, riefen die Radiostationen in Florida das Publikum auf, die Haushaltsgeräte auszuschalten, damit auch genug Spannung für den elektrischen Stuhl übrigblieb). Nach seiner Verurteilung gab sich Bundy gegenüber Psychiatern gesprächig – mutmasslich wollte er damit seine Hinrichtung hinauszögern –, weshalb sein Fall recht gut erforscht ist.

Bundy erklärte, er könne ein «gutes» Opfer an seinem Gang erkennen. Die amerikanische Forscherin Angela Book nahm diesen Hinweis ernst. In einer Testreihe liess sie Versuchspersonen, die zum Teil bereits Opfer von Gewaltverbrechen geworden waren, vor anderen Testteilnehmern flanieren, die zum Teil einen erhöhten Psychopathie-Wert auswiesen. Das Resultat wurde durch ähnliche Versuche bestätigt: Bei aller Gefühlskälte haben Psychopathen ein feines Gespür für verletzte Menschen und menschliche Schwächen. Man könnte es auch so sehen: Sie erkennen ihre Beute instinktiv.

Kevin Dutton führt den Psychopathen auf ein archaisches Prinzip der Evolution zurück. Er ist gleichsam das Raubtier, das in der Natur eine wichtige Funktion erfüllt. Nun ist die Menschheit über die Jahrtausende merklich zivilisierter geworden. Statistisch ist in Europa die Wahrscheinlichkeit, einem Mord zum Opfer zu fallen, heute rund hundertmal kleiner als im Mit-

telalter. Selbst in ärmeren Ländern lebt es sich mittlerweile bedeutend weniger lebensgefährlich als noch vor einigen Jahrzehnten.

Die meisten Psychopathen unter uns haben sich – Extremfälle sind die Ausnahme, welche die Regel bestätigen – den Zeiten angepasst und ihr Wirkungsfeld von den Kriegsschauplätzen in die Chefetagen verlagert. Als Beispiel nennt Dutton den erfolgreichen Apple-Chef Steve Jobs. Obwohl Jobs – ganz im Gegensatz zum unbeliebten Bill Gates – kaum je einen Cent von seinem Milliardenvermögen spendete und nie eine bahnbrechende Neuerung für sich beanspruchen konnte, war er ein genialer Verkäufer und Verführer, der die Massen für sich einnehmen konnte. Niemand sollte ihm das verübeln. Er war deshalb kein schlechter Mensch.

Wie rational selbst kriminelle Psychopathen bei Bedarf handeln können, zeigt in der Schweiz das Beispiel von Serienmördern wie Erich Hauert oder Werner Ferrari. Beide gaben sich in der Haft ausgesprochen kooperativ und kamen deshalb trotz schwerster Verbrechen schnell wieder frei. Die Schweiz war mit dieser irren Vollzugspraxis bis in die frühen 1990er Jahre keineswegs alleine. Erst kürzlich wies eine Studie aus Kanada nach, dass Sexualstraf-täter mit psychopathischen Zügen im statistischen Schnitt deutlich bessere Aussichten auf eine frühzeitige Haftentlassung haben.

Als Beispiel für einen rational handelnden gefährlichen Psychopathen zitiert Dutton ein ehemaliges Mitglied der extrem brutalen amerikanischen Knast-Gang Aryan Brotherhood. Der Mann erklärte in einem Interview mit der grössten Selbstverständlichkeit, es sei ratsam, gleich am Anfang einer Gefängnis Karriere «ein oder zwei Mithäftlinge» zu ermorden. Damit verschaffe man sich den Respekt, der weiterführende Gewalt überflüssig mache. Dieser Logik folgt jeder erfolgreiche Mafia-Boss: Das Morden ist für ihn ein Mittel, das er sehr gezielt und emotionslos einsetzt.

Kevin Dutton schreibt die Exzesse auf den Finanzmärkten, die 2008 die Weltwirtschaft an den Rand des Kollapses führten, zu einem guten Teil Psychopathen zu, die sich in Bankhäusern und bei Tradern eingenistet hätten. Den «Raubtieren» sei es damals schlicht zu gut gegangen. Auch der moderate Psychopath kann zum gefährlichen Irrläufer werden, wenn er sich langweilt. Als die Finanzwelt in Trümmern lag, waren es allerdings dieselben furcht- und masslosen Macher, die sie wieder zum Blühen brachten. Erst wenn der Psychopath unter Stress steht, läuft er zu Hochform auf. Erst dann kann er zum unverzichtbaren Glied der Gesellschaft werden – als Kampfpilot, Bombenentschärfer, Anwalt, Chirurg, Regierungschef – oder Topmanager.

* Kevin Dutton lehrt und forscht als Psychologe am Magdalen College der Universität Oxford. Er schrieb den Bestseller «Gehirnflüsterer. Die Fähigkeit, andere zu beeinflussen». Sein neuestes Buch, «Psychopathen. Was man von Heiligen, Anwälten und Serienmördern lernen kann», erschien kürzlich auf Deutsch bei DTV.

«Das ist mehr als Träumerei»

Ethan Hawke gehört zu den profiliertesten Schauspielern Hollywoods – und fühlt sich im amerikanischen Kino trotzdem fremd. Ein Gespräch über schnellen Ruhm, falsche Entscheidungen und seinen neuen Film «Before Midnight». *Von Claas Relotius*

Berlin, «Regent»-Hotel, ein Frühlingmorgen. Das Geräusch des gegen die Fensterscheiben prasselnden Regens mischt sich mit tiefen Piano-Tönen. Ethan Hawke, silbergraues Jackett, wasserstoffblondes Haar, klimpert vor dem Interview gutgelaunt auf dem Flügel in seiner Suite herum. Der 42-Jährige ist in der Stadt, um Werbung für seinen neuen Film «Before Midnight» zu machen – den dritten Teil jener Liebesgeschichte, die vor achtzehn Jahren mit «Before Sunrise» ihren Anfang nahm und neun Jahre später mit «Before Sunset» ihre erste Fortsetzung fand. Wie seine Hauptfigur Jesse im Film ist auch Hawke merklich gealtert. Aus dem früheren *poster boy* der Generation X ist ein vielseitiger Charakterdarsteller geworden, der zum Frühstück Pfefferminztee trinkt – ein Muss, wie er sagt.

Mr Hawke, man kennt Sie vor allem als Schauspieler, dabei haben Sie bereits drei sehr erfolgreiche Romane geschrieben. Sind Schriftsteller nicht eigentlich Kaffeetrinker?

Sie haben recht, aber bei mir ist es komischerweise genau umgekehrt: Beim Schreiben ist es besser, wenn man ausgeglichen statt hibbelig ist. Koffein schadet da nur. Für mich hat Tee etwas Beruhigendes. Ich muss ihn nicht mal trinken – sobald ich nur den Löffel nehme und im Tee rühre, komme ich runter und werde entspannt.

Der pawlowsche Hund lässt grüssen.

Ja genau, das Phänomen des pawlowschen Hundes ist weit verbreitet unter Autoren. Wenn Sie schreiben, kennen Sie das ja auch: Man muss sich irgendwie selbst konditionieren, und da ist einem jedes Mittel recht. Aus demselben Grund benutze ich übrigens auch eine Schreibmaschine statt des Laptops. Ich hänge am Physischen. Ein guter Freund von mir sagt immer: «Man ist ja auch kein Fan von Pornos, sondern von nackten Frauen.»

Arbeiten Sie zurzeit an einem Buch?

Konkret gibt es kein Projekt, mit dem ich mich täglich beschäftige. Aber das persönliche Nachdenken über Geschichten, das stille Wälzen von Plots im eigenen Kopf begleitet mich fast immer.

Ist es das, was Sie am Schreiben reizt – die Autonomie, Geschichten komplett in Eigenregie entwickeln und erzählen zu können?

Es spielt auf jeden Fall eine grosse Rolle. Man ist viel unabhängiger als beim Dreh eines Films. Das Schreiben ist keine Aktivität, die von vielen Umständen, Menschen oder Meinungen abhängt. Man kann Geschichten genau so erzählen, wie sie einem in den Sinn kommen. Das ist ein Privileg künstlerischer Souveränität, das sich die meisten Regisseure sicher insgeheim wünschen. Vieles von dem, was ich so aufschreibe, wurde oder wird aber nie veröffentlicht. Es ist einfach ein guter Ausgleich, genau wie das Spielen am Theater. Nur Filme zu machen, das kann ich mir nicht mehr vorstellen.

Sie sind erst 42, haben mittlerweile aber schon in 43 grossen Filmen mitgewirkt. Spüren Sie so etwas wie Müdigkeit?

Müdigkeit eigentlich nicht. Es hätten ohne weiteres auch doppelt so viele Filme werden können.

Warum sind es nicht doppelt so viele geworden?

Weil ich mich immer auch um andere Dinge kümmern wollte. Wahrscheinlich gibt es nicht besonders viele Schauspieler meiner

«Hey, warum bin ich so dumm, dieses Geld nicht einfach zu nehmen?»

Generation, die so viel Theater gespielt und nebenbei noch ein paar Bücher geschrieben haben. Ich glaube, ich gehöre leider zu diesen Typen, die eine chronische Unruhe in sich tragen und nur selten zufrieden sind mit dem, was sie gerade tun.

Fragen Sie sich manchmal, warum das so ist?

Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es dabei letztlich um Projektionen geht. Um Wünsche und Träume, die sich vielleicht gar nicht erfüllen lassen, weil darauf nur immer schon der nächste Traum folgt. Da kommen wir dann leider vom pawlowschen Hund zu Sisyphus. Mittlerweile denke ich aber: Vielleicht hat diese Unruhe auch etwas Gutes, denn sie trägt ganz sicher dazu bei, dass die Sachen, die ich mache, auch wirklich Substanz haben. Wenn ich nie nebenbei Theater gespielt oder Bücher geschrieben hätte, dann hätte ich heute womöglich viermal so viele Filme gedreht. Und die meisten davon wären einfach nur Schrott gewesen.

Der Dichter Allen Ginsberg hat das mal die «Verkommenheit des seriellen Schaffens» genannt.

Und er hat sich dann lieber Drogenexperimenten gewidmet! Aber mal im Ernst: Ja, weniger ist oft mehr. Ich bin also eigentlich ganz froh, nicht überpräsent gewesen zu sein.

Gibt es trotzdem Rollenangebote, bei denen Sie im Nachhinein bereuen, sie nicht angenommen zu haben?

Nur ein Angebot vielleicht: Mitte der Neunziger hatte ich die Chance, Batman zu spielen, und zwar zu einem Zeitpunkt, als Tim Burton die Reihe auf ein wirklich hohes Niveau hob. Aber ich habe abgelehnt, weil ich noch am Anfang meiner Karriere stand und Angst hatte, dann für immer auf die Figur Batman festgelegt zu werden. Später habe ich manchmal gedacht, die Rolle hätte mir vielleicht doch mehr Türen geöffnet als zugeschlagen.

Welche Rolle hätten Sie im Nachhinein lieber nicht gespielt?

Einige. Klar gibt es Filme, die sich später als enttäuschend herausgestellt haben. Aber ich will nicht das eigene Nest beschmutzen. Wenn ich ganz ehrlich zu mir selbst bin, dann war mir bei diesen Filmen auch vorher klar, dass sie Mist sind und mich künstlerisch nicht viel weiterbringen werden.

Warum haben Sie trotzdem zugesagt?

Es gibt Angebote, die man immer wieder ablehnt, was wiederum dazu führt, dass die Produzenten einem immer mehr Geld bieten. Ab einem gewissen Punkt denkt man dann: «Hey, warum bin ich so dumm, dieses Geld nicht einfach zu nehmen?»

Das klingt nach Ausverkauf.

Das ist Ausverkauf. Und es hat überhaupt nichts damit zu tun, dass man jung ist oder den echten Durchbruch noch nicht geschafft hat. Es gibt Leute in Hollywood, die haben schon mehrfach Oscars gewonnen, sind steinreich und drehen trotzdem nur noch Mist, um noch ein wenig reicher zu werden. Ich verurteile das überhaupt nicht. Ich habe nur eines Tages festgestellt, dass das für mich der falsche Weg und die falsche Entscheidung ist. Immer dann, wenn es mir an Leidenschaft für ein Projekt fehlte und es vor allem ums Geld ging, kam das schlechteste Ergebnis dabei heraus, und ich fiel total auf die Schnauze. Paul McCartney und Bob Dylan schreiben ja auch keine wunderbaren



«*Batman habe ich abgelehnt*»: amerikanischer Schauspieler Hawke.

Songs, weil sie Platten damit verkaufen wollen, sondern weil sie ihre Musik lieben. Sie waren gerade mal neunzehn Jahre alt, als Sie mit dem Film «Dead Poets Society» über Nacht weltbekannt wurden. Hatten Sie jemals Angst, dem Geschäft nicht gewachsen zu sein?

Ich hatte nie Angst, aber ich hatte immer grossen Respekt. Und ich persönlich kann nur davor warnen, in dem Alter mit Haut und Haaren ins Filmgeschäft einzusteigen. Wer sich als Mensch noch nicht einmal selbst kennt, der fällt der Branche und dem ganzen Ruhm schnell zum Opfer. Ich war vierzehn, als ich in «Explorers» meine erste grosse Rolle hatte. Das war viel zu früh.

In dem Film spielten Sie an der Seite des gleichaltrigen River Phoenix, der seinerzeit als das grösste Schauspielertalent Ihrer Generation galt und schon als der neue James Dean gefeiert wurde.

Und wir kennen die Geschichte – keine zehn Jahre später starb er an einer Überdosis Heroin und lag tot auf dem Sunset Boulevard. Ein guter Schauspieler zu sein,

«Ich war für das Berufsbild «Hollywood-Star» nicht sonderlich geeignet.»

bedeutet noch lange nicht, auch mit Erfolg umgehen zu können. Das Problem ist, dass Hollywood von vorne bis hinten eine Industrie ist und diesbezüglich nicht auf einen aufpasst. Ich hatte zum Glück ein Umfeld, das dies übernommen und dafür gesorgt hat, dass ich bis heute immer viel Distanz zu diesem Geschäft wahren konnte.

Fühlen Sie sich als Aussenseiter?

Ja, schon. (*Überlegt lange*) Ich schätze, das liegt daran, dass ich für das Berufsbild «Hollywood-Star» nie sonderlich geeignet war. Ein Mann wie Tom Cruise ist so ein Typ, der hervorragend in dieses Schema passt, und ich bewundere aufrichtig, wie er mit dieser Rolle und dem Ruhm umgeht. Wahrscheinlich ist er dabei aber weniger er selbst, sondern nur noch eine Marke – die Marke Tom Cruise eben. Dieses Spiel wollte ich aber nie mitspielen. Mir hat man immer diesen Stempel des melancholischen Rebellen verpasst. Dabei habe ich einfach nur eine grössere Herausforderung darin gesehen, die kaputten und abseitigen Charaktere zu spielen, denn die coolen Rollen in Blockbustern haben mich meistens gelangweilt. Filmkritiker wollen das aber nicht verstehen. Sie brauchen unbedingt ein Etikett.

Bertolt Brecht, dessen Stück «Baal» Sie Anfang dieses Jahres am Broadway insze-

niert haben, hat einmal über Hollywood geschrieben: «Es wird damit gerechnet, dass die Schauspieler nicht spielen und die Zuschauer noch weniger denken können.»

So wie ich diesen Satz verstehe, zielt er auch auf diesen Industriecharakter der Branche ab, und dann liegt sicher etwas Wahres darin. Gucken Sie sich doch nur mal die ganzen Preisverleihungen an. Geht es dabei wirklich noch um gute Filme? Nein, es geht um die Show. In Amerika haben wir diese dumme Angewohnheit, alles in einen Wettbewerb zu verwandeln. Es geht nur noch darum, wer am Ende auf der Bühne steht und den Oscar in den Händen hält. Dieses aberwitzige Verhältnis zur Kunst schlägt sich dann leider zwangsläufig auch in mancher Produktion nieder, die dem Zuschauer wie eine seelenlose Ware vorgesetzt wird.

Die Seele kann man Ihrem neuen Film «Before Midnight» nicht absprechen. Es ist mittlerweile der dritte Teil der 1995 mit «Before Sunrise» beginnenden und 2004 mit «Before Sunset» fortgesetzten Geschichte um das Paar Jesse und Celine.

Stimmt. Wenn darin nicht sehr viel Seele liegen würde, würden wir die Geschichte nicht achtzehn Jahre später noch fortsetzen. Dieses Projekt ist aus ganz vielen Gründen etwas Besonderes. Zum einen, weil es einmalig ist, über einen so langen Zeitraum hinweg mit den gleichen Personen an einer Geschichte zu feilen. Julie Delpy, die Celine spielt, unser Regisseur Richard Linklater und ich sind darüber längst Freunde geworden. Zum anderen ist es ein toller und interessanter Gedanke, ein Leinwandpaar zu bestimmten Abschnitten ihres Lebens wieder zu besuchen und zu sehen, wie sich die Chemie zwischen den beiden verändert.

Die Leinwandcharaktere entwickeln sich praktisch in Echtzeit. Mit Delpy und Ihnen altern auch die Figuren Celine und Jesse.

Das gibt dem Ganzen viel mehr Authentizität, als man es sonst aus dem Kino kennt. Ich bin in all den Jahren vielen Leuten begegnet, für die die beiden irgendwie zu realen Figuren, zu so etwas wie alten Bekannten geworden sind. Und jeder hatte immer eine sehr genaue Vorstellung davon, wie es mit den beiden weitergehen wird. Ich glaube, wir können die Leute jetzt also nur enttäuschen.

Die Filmreihe handelt von einer jungen Französin und einem Amerikaner, die sich vor achtzehn Jahren in Wien begegnen, eine Nacht miteinander verbringen und sich dann aus den Augen verlieren. Neun Jahre später, in «Before Sunset», treffen sie sich zufällig in Paris wieder – und sie haben sich scheinbar nicht vergessen.

Dieser Film, der zweite, endete mit einer Szene, in der unklar blieb, ob Jesse seine Familie und sein Leben in den USA Celine zuliebe aufgeben wird. Wir geben nun wieder-

Ethan Hawke

Ethan Green Hawke wurde 1970 in Austin, Texas, geboren. Nach der Trennung seiner Eltern zog seine Mutter mit ihm nach Princeton, wo er schon als Dreizehnjähriger Schauspielunterricht nahm. Sein Durchbruch gelang ihm 1989 mit einer Hauptrolle als Todd Anderson in Peter Weirs Film «Der Club der toten Dichter». Zu seinen erfolgreichsten Kinofilmen zählten nachfolgend «Reality Bites» (1994) mit Winona Ryder, «Before Sunrise» (1995), «Great Expectations» (1998) und an der Seite von Superstar Denzel Washington «Training Day» (2001), für den er seine erste Oscar-Nominierung erhielt, bevor 2005 für «Before Sunset» die zweite folgte. Seitdem tritt er als Theaterregisseur und Schauspieler regelmässig am Broadway auf. Seine beiden Romane «Hin und weg» (1996) und «Aschermittwoch» (2002) wurden auch in Europa zu Bestsellern. Ethan Hawke war früher mit der Schauspielerin Uma Thurman verheiratet und lebt heute mit seiner zweiten Ehefrau, seinem früheren Kindermädchen Ryan Shawayhughes, mit der er zwei Töchter hat, in New York. (cr)

um neun Jahre später die Antwort: Er hat es getan. Die beiden sind jetzt verheiratet, haben Kinder – und ihr Leben ist zur Routine geworden.

Sie sagen das, als wäre Routine etwas Schlechtes.

Überhaupt nicht! Aber damit hebt sich der neue Film eben stark von seinen beiden Vorgängern ab, die ja vor allem mit dem Reiz des Unbekannten und Einmaligen gespielt haben. Da war eine Nacht in Wien, da war ein Tag in Paris, jetzt ist da sozusagen der Hafen der Ehe. Statt zweier Verliebter sieht man ein Paar, das sich der Realität stellen muss, einen gemeinsamen Alltag hat, in dem man sich gegenseitig die Socken wäscht. Das ist nicht immer erhaben und schön.

Gehören Sie zu denen, die glauben, dass die Vorstellung von etwas immer besser ist als die Wirklichkeit?

Ich glaube, Leute, die so denken, haben einfach nur Angst, sich ihrem Glück zu stellen. Ich habe schon oft die Erfahrung gemacht, dass die Wirklichkeit viel besser ist – gerade in der Liebe. Da gibt es diese Frau, der ich jahrelang unermüdlich hinterhergerannt bin, obwohl diese mit einem anderen zusammen war. Irgendwann habe ich mich da auch gefragt: Warum tue ich mir das eigentlich an? Will ich die Frau vielleicht nur, weil ich weiss, dass es nichts werden kann? Male ich es mir deshalb so gut aus? Dann sind wir eines Tages doch

zusammengekommen. Und die Realität und auch die Routine waren noch viel besser, als ich es mir immer vorgestellt hatte. Bei Celine und Jesse ist es ähnlich. Die beiden konnten sich über Jahre nicht vergessen. Das ist mehr als Träumerei, Projektion und romantische Überhöhung. Sie wollen beide diese gemeinsame Wirklichkeit.

Trotzdem stecken sie nun in einer Krise. Der Zuschauer sieht das Paar zum ersten Mal streiten. Sie haben die Dialoge zusammen mit Julie Delpy, die Celine spielt, wieder selbst geschrieben.

Das war eine Herausforderung, aber auch ein grosser Spass. Jeder kennt das ja: Wenn zwei Menschen sich in einer Beziehung streiten, dann sagen sie Dinge, die nicht besonders reif und erwachsen sind. Sie sind verletzt, und deshalb erwidern sie mit Worten, die für den anderen mindestens genauso verletzend sein sollen. Beim Schreiben ist Julie und mir häufig aufgefallen, wie idiotisch, kindisch und durchschaubar das eigentlich ist.

Wer von Ihnen beiden lieferte denn dabei die besseren Argumente?

Interessante Frage. Wir waren beide überrascht, wie schlagfertig wir sein können, wenn es nur ums Drehbuchschreiben geht. Normalerweise sagt man ja sehr stumpfsinnige Sachen, wenn man sich aufregt.

Verdammt, ich wünschte, mir würden diese klugen Sätze auch im wahren Leben einfallen! Julie jedenfalls, das ist mir aufgefallen, scheint sehr geschult im Streiten zu sein. Allerdings: Wie schon bei den beiden Vorgängerfilmen hat es sich eher so ergeben, dass ich für Celine verantwortlich war und umgekehrt Julie die Zeilen für Jesse ins Drehbuch schrieb. Nur deshalb ist sie so emotional und sagt er so geistreiche Dinge. **Celine ist immer noch eine überzeugte Feministin ...**

... (Lacht) Aber hey, eine, die man mögen muss, oder? Ich bin schon etwas stolz darauf, als Mann gewissermassen eine Leinwandikone des Feminismus erschaffen zu haben.

Wie war es, die beiden Figuren nach neun Jahren wiederzutreffen?

Ziemlich surreal. Bevor wir begonnen haben, das Drehbuch zu schreiben, haben wir uns noch einmal zusammengesetzt und die beiden alten Filme angeschaut. Als ich mich darin sah, hatte ich das Gefühl, nach sehr langer Zeit einen alten Freund wiederzusehen und dabei nicht genau zu wissen, ob die Zeit dazwischen nun besonders schnell oder langsam vergangen ist. Wenn man dann überlegt, wie es mit der Figur weitergegangen sein könnte, kommt man unweigerlich ins Grübeln, wie man sich seitdem selbst entwickelt und verändert hat.

Die Frage muss in diesem Fall erlaubt sein. Wie viel haben die Figuren also mit Ihnen selbst zu tun?

Bei diesem Film tatsächlich eine Menge. Wir haben ja versucht, unsere eigenen Erfahrungen, die wir in den letzten achtzehn Jahren seit dem ersten Film gemacht haben, einfließen zu lassen. Das führt dazu, dass einige sehr intime Dinge von uns selbst schliesslich im Drehbuch gelandet sind. So kommt es ja beim Paar im Film zur Krise, weil Jesse nicht für seinen ersten Sohn da sein kann, der noch immer bei seiner Mutter in den USA lebt. Ich habe diese Situation leider selbst einmal erfahren und weiss, wie es sich anfühlt, mit den Konsequenzen einer Trennung konfrontiert zu sein und die eigenen Kinder nicht bei sich haben zu können. Das ist unsagbar schmerzhaft.

Der Film ist noch gar nicht in den Kinos, da spekulieren viele schon, ob es eine weitere Fortsetzung geben wird. Wie stehen die Chancen?

Nun, das sehen wir dann, wenn wieder neun Jahre vergangen sind. Logisch fortgesetzt, müsste dann «After Midnight» kommen, wobei es einen Film mit diesem Titel ja bereits gibt. Vielleicht drehen wir also einfach «After Sunrise» und «After Sunset». Und dann sind wir wohl irgendwann tot. ○



FM 93.6
RADIO10 DIE WELTWOCHEN

ROGER GEGEN ROGER



ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM KAUFLEUTEN AM PELIKANPLATZ IN ZÜRICH
10. JUNI 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER TICKETS@RADIO1.CH (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).





Kopfüber ins Meer der Freiheit: Fotografie von Sebastião Salgado.



Und es war gut

Von Daniele Muscionico

Wieso ist dieses Bild schön? Denn schön ist es, nicht wahr? Und nicht bloss schön ist es. Es ist überwältigend.

Das Bild ist einnehmend, weil es ein Konzentrat an Form und Farbe ist – und damit unsere überreizte Netzhaut besänftigt. Dazu bedient es sich eines Tricks, es erhebt eine profane Tatsache ohne Erregungspotenzial in den Stand eines Hochamts: Eine Kolonie von Kehlstreifpinguinen lässt sich, ein Tier nach dem andern, von einem antarktischen Eisberg ins Meer fallen. Und der Betrachter sieht zu – und will mitfallen, kopfüber ins Meer der Freiheit.

Zugegeben: Unser romantisches Naturverständnis ist ein Kollateralschaden unserer sogenannten Zivilisierung. Wir haben den Bezug zur Natur verloren und fantasieren ihn uns herbei in Bildern wie diesen. Doch darum geht es hier nicht. Oder nur bedingt. Es geht um Sebastião Salgado, den Autor dieser Werbeplakate für die Antarktis, es geht um die Schönheit unberührter Natur.

Der Brasilianer Salgado ist ein Hohepriester der Schwarzweissfotografie, und er ist ein Meister der Dramatik. Mit monumentalen Ikonen menschlicher Mühsal, Bildern aus den Goldminen Afrikas – Menschenmassen wühlen in sklavischer Anmutung in unermesslichem Schmutz –, hat er Fotogeschichte geschrieben. Doch er steht nicht selten unter Kitschverdacht, und vom Pathosverdacht ist er sowieso nie ganz frei, und das hat seine Gründe. Salgado inszeniert Himmel oder Hölle, und wenn er die Natur im Blick hat, dann in perfekt skulpturierten Szenarien. Wo auch immer auf seinen Naturhommagen unser Auge hinfällt, herrscht Schönheit und Ebenmass und eine wundersame Aufgeräumtheit, die uns sehnsuchtsvoll anrührt. Der Naturzustand ist bei Salgado ein guter Zustand. So einfach ist das.

Sein neuestes Langzeitprojekt heisst «Genesis» und liegt jetzt nach acht Jahren der Vorbereitung als Buch und als Ausstellung vor, die Schau wird durch die ganze Welt reisen. Salgado zeigt die letzten Naturräume – Wüsten, Meere, Urwälder und die Menschen und Tiere, die darin leben –, die dem Zugriff unserer Zivilisation noch entgangen sind. «Genesis» sucht eine Welt in der Unschuld ihres Anfangs. Hier spricht die Natur durch eine Kamera. Und wer keine Ohren hat, zu hören, dem sind zumindest Augen gewünscht, um zu sehen – was vielleicht längst verloren ist, während wir noch fassungslos staunen. Tatenlos sowieso.

Genesis: Ausstellung im Natural History Museum, London, bis 8.9., und ab 21.9. im Musée de l'Elysée, Lausanne. Buch und Edition im Taschen-Verlag

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Dan Brown:** Inferno (*Bastei Lübbe*)
- 2 (2) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 3 (3) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Brandung (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (6) **Blanca Imboden:** Wandern ist doof (*Wörterseh*)
- 5 (4) **Martin Walker:** Femme fatale (*Diogenes*)
- 6 (7) **Susan Elizabeth Philips:** Wer ja sagt, muss sich wirklich trauen (*Blanvalet*)
- 7 (8) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Verhältnisse (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8 (5) **Tess Gerritsen:** Abendruh (*Limes*)
- 9 (9) **Viveca Sten:** Mörderische Schärenächte (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 10 (10) **Christian Schmid:** Blas mer i d Schue (*Cosmos*)

Sachbücher

- 1 (1) **Alain de Botton:** Religion für Atheisten (*S. Fischer*)
- 2 (2) **Wilfried Meichtry:** Mani Matter (*Nagel & Kimche*)
- 3 (–) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 4 (8) **Eben Alexander:** Blick in die Ewigkeit (*Ansata*)
- 5 (4) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 6 (5) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 7 (6) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 8 (3) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 9 (–) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)
- 10 (9) **Richard David Precht:** Anna, die Schule und der liebe Gott (*Goldmann*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Fondation Beyeler

Diese Woche eröffnete in der Fondation Beyeler in Riehen eine grosse Max-Ernst-Retrospektive. Konzipiert wurde sie von Werner Spies, dem renommiertesten Max-Ernst-Experten. Der ehemalige Direktor des Pariser Centre Pompidou wird kommenden Mittwoch im Museum auch einen Vortrag halten. Nur: Letzte Woche wurden Spies und ein Galerist in Nanterre zu einer Schadenersatzzahlung von 652883 Euro verurteilt. Spies hatte Echtheitszertifikate für gefälschte Max-Ernst-Gemälde ausgestellt und beim späteren Verkauf Provisionen kassiert. Kann man mit einem verurteilten Experten weiter zusammenarbeiten? Museumsdirektor Sam Keller findet schon: «Die Verurteilung betrifft nicht seine Arbeit als Kurator und Kunsthistoriker, die Zusammenarbeit mit der Fondation Beyeler ist daher nicht tangiert.» (rb)

Rap

Nur mal kurz die Welt retten

Der Mundartrapper und TV-Moderator Knackeboul reitet auf einer Erfolgswelle. Trotzdem stimmt er auf seiner neuen CD auch kämpferische Töne an. Von Rico Bandle und Lukas Maeder (Bild)

Das Dilemma des erfolgreichen Rappers besingt Knackeboul auf dem neuen Album gleich selbst: «Sit mim Uftritt bi <Giacobbo/Müller> hani Zielgruppe gschprängt, das isch doch ä Knüller, und wenn mer das nid magsch gönne, denn chan is verstoh: Du bisch nid a mim Konzert gsi, dis Mami isch cho.» Knackeboul ist längst von der Untergrund-kultur auf die grosse Bühne der familientauglichen Unterhaltung emporgestiegen: Beim Jugendsender Joiz moderiert er wöchentlich seine eigene Sendung «Knack-Attack», beim Schweizer Fernsehen dreht er zurzeit die zweite Staffel der Sendung «Cover me», wo Rapper auf Schlagermusiker treffen, im Casinotheater Winterthur stand er in den letzten Wochen mit drei Zauberern in der Produktion «Tricks & Tracks» auf der Bühne. Wer dermassen populär ist, stösst unweigerlich auf Widerstand in einer Szene, die auch in der Schweiz gerne das Gangster-Image hochzuhalten versucht.

Knackeboul erlebt dasselbe wie einige Jahre vor ihm der Rapper Bligg: Das Volk liebt ihn, bei anderen Rappern stösst er auf Skepsis. «Ich gebe ja zu, dass auch ich Bliggs Weg zum Volksrapper damals eher missmutig verfolgt habe. Heute sehe ich das anders», erzählt David Kohler, so heisst er mit bürgerlichem Namen, bei einem Mittagessen im Zürcher Volkshaus.

Als Musiker hat der 31-Jährige zwar nicht den Popularitätsgrad von Bligg erreicht, als Moderator und Entertainer aber schon. «Ich glaube, die Missgunst ist ein sehr schweizerisches Phänomen. Die Rapper mit Migrationshintergrund klopfen mir nach TV-Auftritten anerkennend auf die Schultern und fragen mich, wie man das schafft. Die Schweizer mäkeln rum, meistens hinter dem Rücken», sagt er.

Kind christlicher Missionare

Sieht man ihn auf der Bühne, so fällt es schwer zu glauben, dass ihm irgendjemand böse sein könnte. Wie er als sogenannter Beatboxer aus Mund, Rachen und Nase Schlagzeugrhythmen herausbringt, ist spektakulär; wenn er sich unter das Publikum mischt und spontan zu herumstehenden Gegenständen oder eingeworfenen Wörtern im Sprechgesang reimt, kann man



«Ich bin ein Jean-Ziegler-Groupie»: Knackeboul

ob dem spontanen Sprachwitz nur staunen. Die Musik auf seinen CDs ist zwar ebenfalls eher eingängig, doch Knackeboul gibt sich darauf kämpferischer als bei seinen Freestyle-Auftritten – als wolle er beweisen, doch noch ein echter Hip-Hopper zu sein. Auffallend oft geht es um ihn selbst: Immer wieder ein Thema ist sein steiniger Weg nach oben – vom vaterlos, in einfachen Verhältnissen aufgewachsenen Kind bis zum Entertainer mit eigener Firma, eigenen Angestellten und eigenen Fernsehshows.

Seine letzte CD «Moderator» eröffnete er mit einem Lied über seine Kindheit als Sohn eines christlichen Missionars in Portugal. Der Vater liess die Mutter mit den fünf Kindern bald alleine, sie kehrte zurück nach Langenthal und brachte mit unermüdlicher Anstrengung die Familie durch. Der autobiografische Rap findet auf der neuen CD in «2013» eine Fortsetzung. In einem kraft- und schwungvollen Stakkato kombiniert Knackeboul Ereignisse der Weltgeschichte mit persönlichen Erlebnissen der letzten zehn Jahre: Drogen, Militär, Tod eines Freundes, Liebe, eigene Fernsehshow.

Rap und Hip-Hop sind traditionellerweise ichbezogene Ausdrucksformen: Oft handeln



im Studio des Jugendsenders Joiz.

die Texte vom eigenen Leidensweg, von dem Leben in den Armengettos, davon, wie man sich selbst nach oben gekämpft hat. Dem ist auch bei Knackeboul so: Hört man seine Musik, hat man irgendwann das Gefühl, sein ganzes Leben zu kennen. Hinzu kommt jene trotzig-selbstbewusste Attitüde, die in der ständigen Wiederholung etwas Pubertäres an sich hat: Egal, was die anderen von mir denken, ich gehe meinen Weg, mache, was ich will.

Für Knackeboul gehört diese Art der Selbstbespiegelung einfach dazu. «In jedem Hollywoodfilm geht es um den Underdog, der nach dem heiligen Gral strebt und dann lernen muss, dass Geld und Anerkennung nicht alles sind», sagt er. «Das Schöne bei mir ist: Ich musste das für mich nicht konstruieren, ich habe mir tatsächlich von Kind auf alles selber erkämpft.» Auf der neuen CD sei er aber eher zurückhaltend mit Texten, die das eigene Leben betreffen.

Jamiroquais Einheizer

Seine Auseinandersetzung mit sich selbst ist geprägt von seinem Faible für Zweitweltkriegsliteratur. Vor allem Schicksalsgeschichten haben es ihm angetan: Walter Kempowskis «Echolot», «Das Tagebuch der Anne Frank»

oder Klaus Manns «Mephisto» über die Schauspielerlegende Gustav Gründgens, die von den Nazis vereinnahmt wurde. «Mich fasziniert, wie der Mensch in Extremsituationen reagiert», sagt er. «Es ist einfach, Leute im Nachhinein für gewisse Taten zu verurteilen. Doch wir wissen alle nicht, wie wir uns in solchen Situationen verhalten würden.» Er hat für sich den Anspruch, mit seiner Musik die Welt etwas besser zu machen. «Ich weiss, das tönt idealistisch, aber man soll seine Ziele nicht aufgeben.» Zuweilen engagiert er sich direkt politisch, zum Beispiel veröffentlichte er 2011 ein Video für die Waffeninitiative. Die Bücher von Jean Ziegler hat er alle verschlungen, der kämpferische Genfer Soziologe ist für ihn eine Art Vorbild. «Ich bin ein Jean-Ziegler-Groupie. Ich würde ihn gerne einmal treffen.»

Bei seinen Auftritten fliesst seine politische Einstellung höchstens am Rande einmal bei einem Reim mit ein. Im Zentrum stehen sein Takt- und Sprachgefühl sowie die enorme Selbstsicherheit, die der Freestyle-Rap erfordert. Dabei schafft es Knackeboul mit seiner verschmitzten Art, umgehend eine Verbindung zum Publikum aufzubauen: sei es in Fernsehshows, kleinen Theatern oder auf der grossen Konzertbühne. Vor zwei Jahren sollte

er in Deutschland als Einheizer für Jamiroquai ein Set spielen, der Sänger war jedoch verspätet, so improvisierte der Schweizer alleine eine Stunde lang vor 7000 Zuschauern. «Ich hatte kein Programm, aber es funktionierte.»

Bei ihm, der so oft auftritt, ist beim Freestyle-Rap weniger die Unsicherheit das Problem als die Routine. Es sei mittlerweile ein grosse Herausforderung, nicht immer wieder auf dieselben Wortkombinationen zurückzufallen. Die Beats geben den Rhythmus vor, das Ende jeder zweiten Zeile muss sich mit dem vorhergehenden reimen, in Sekundenbruchteilen muss er die passenden Wörter finden. Absolute Perfektion sei aber nicht das Ziel. «Dass die Reime nicht immer ganz sauber sind, darüber hat sich Polo Hofer bei unserer Zusammenarbeit auch schon lustig gemacht.» Die höchste Kunst sei, so sagt er, dass sich nicht nur die letzten, sondern alle Silben reimten. Als Beispiel rappt er vor: «Bi äbä tribe vo Libidosäft wie Buebe und ma chum Gäud verliide, / s'Läbä isch äs Risikogschäft wie Blueme zum säuber schniide.»

Kann er von sich und seiner Musik erzählen, ist Knackeboul schwer zu bremsen. Eigentlich müsste er längst weg sein, zu Dreharbeiten für die zweite Staffel von «Cover me», die im Herbst im Schweizer Fernsehen ausgestrahlt wird. Kaum will er los, bietet ihm der Kellner im Zürcher Volkshaus noch eine Bestellung «auf Kosten des Hauses» an. Der Chef sei ein Fan von ihm und wolle ihm etwas offerieren. Obschon sein Magen voll ist und das Fernsehteam wartet, nimmt er das Angebot an, bestellt eine Coca-Cola und trinkt das Fläschchen artig leer. Auch das ist Teil seiner Popularität: Obschon Rapper, ist er einfach ein höflicher Mensch.

Knackeboul: Picasso. Ab 31. Mai im Handel
Knack-Attack: montags, 17.30 Uhr, Joiz

FISCHER
Kunstauktion 12. bis 14. Juni 2013



www.fischerauktionen.ch

Alberto Giacometti, Buste de Caroline. Entstanden 1961. Rückseitig signiert „Alberto Giacometti“ und nummeriert „3/6“. Bronze, 48 x 27 x 18 cm. Schätzung: CHF 3'000'000/5'000'000
© Succession Alberto Giacometti / 2013, ProLittens, Zurich

Glamouröse Fassade

Cannes ist noch immer der Höhepunkt für jeden Cineasten. Doch hinter der Kulisse öffnen sich von Jahr zu Jahr mehr Abgründe. Von This Brunner

Zuerst die *good news*: das Cannes Filmfestival ist so smart und lebendig wie eh und je. Es gab auch dieses Jahr zahlreiche starke Filme aus Japan, Frankreich und den USA, die glücklicherweise alle den Weg auf unsere Leinwände finden werden.

Und trotzdem: Cannes – und ich meine damit explizit das Festival und nicht die einzelnen Filme – ist auch eine Mogelpackung, und die fängt schon beim diesjährigen Festivalplakat an: Paul Newman und seine Ehefrau, die grosse Schauspielerin Joanne Woodward, in einer perfekten Sixties-Liebespose. Super *affiche*, da gibt es nichts auszusetzen! Aber alle, die den Bestseller «Paul Newman – His Secret Life Exposed» von Darwin Porter gelesen haben, wissen: Das Bild trügt. Paul Newmans Leben war alles andere als «nur» Joanne Woodward und insofern nicht so viel anders als dasjenige von Rock Hudson, Marlon Brando, James Dean, Cary Grant oder Montgomery Clift... Die grossen Verführer mit tausend «shades of grey», alle «in the closet». Und irgendwie ist es nur logisch, dass sich Cannes dieses Bilds der *dreamfactory* bedient, um Aufmerksamkeit zu bekommen, denn auch Cannes repräsentiert – wenn man genauer hinguckt – eine grosse Mogelpackung!

Diebe nutzen die Gunst der Stunde

Nach über vierzig Jahren *tapis rouge* ist es einfach nicht zu übersehen: Cannes hat sich verändert, und es hat nichts mit verklärter Nostalgie zu tun. Das neue Cannes erinnert fatalerweise immer ein wenig an St. Petersburg um 2000, vorne die perfekte Fassade, während hinten selbst die Gerüste zu erbärmlich sind, um alles noch einigermaßen zusammenzuhalten und wilde Erdbeeren vor runterfallenden Balkonen zu schützen. Auf Cannes bezogen: Vorn an der Croisette fügt sich nun nahtlos eine Luxus-Boutique an die nächste. Es gibt keinen einzigen schönen Garten mehr vor den alten Grandhotels. Insofern ist der rote Teppich wie eine Verlängerung der Plattform für die Luxus-Labels von Armani, Boss, Chanel, Dior bis Zilli, während nur ein paar hundert Meter davon entfernt Bahnhofunterführungen mit Blaulicht beleuchtet werden müssen, damit da nicht allzu viele Junkies rumhängen.

Dann – als wäre man in Rumänien oder Tanger – auf Schritt und Tritt Bettler und Bettlerinnen mit Babys in den Armen. Und wer nichts gibt, dem wird's genommen. Die Diebe nutzen die Gunst der Stunden der Premieren, um die Tresore in den Villen und Hotelzimmern zu

knacken. Es gilt das Faustrecht der Freiheit. Bei Hitchcocks «To Catch A Thief» liess sich leicht lernen, wie man so etwas elegant anstellt: auf leisen Sohlen. Am besten auf so leisen, dass selbst die Filmkuratorin von New Yorks Museum of Modern Art zum dritten Mal hintereinander nicht bemerkte, als ihr wieder alle Ausweise, Geld und Karten geklaut wurden – und das Schlimmste, die Festivalpässe dazu! Dabei hatte sie doch so gut aufgepasst... Früher riefen sich vor dem Festival die Produzenten und Cineasten noch zu: «Are you doing again the Cannes-Cannes this year?» Und alle hatten ein verschmitztes Lächeln im Gesicht vor lauter Vorfreude auf den bevorstehenden – hoffentlich auch etwas giftigen – Riviera-Cocktail.

Cannes war – und ist es natürlich immer noch – der Höhepunkt im Jahr aller wahrer Professioneller der Filmbranche. Aber trotzdem: Damals traf man sich wie eine grosse Familie zu Thanksgiving und feierte, was es da Neues zu entdecken gab. Und es gab viel zu feiern und heftig zu diskutieren: in meinen An-

fängen mit Bertolucci, Bellocchio, Fassbinder, Schygulla, Paul Schrader, Richard Gere, Lauren Hutton, John Waters, David Lynch und Daniel Schmid. Es waren die unbeschwertesten und zugleich kreativsten, wildesten Tage im Jahr. Noch ohne den kommerziellen Weichspüler der Sponsoren und Profiteure, die das Festival immer mehr bedrohen, zu einer 3-D-Luxusausgabe von *Gala* verkommen lassen.

Altman beschimpfte Jurymitglied

Manchmal gab es auch wunderbare Skandale, wie als das Meisterwerk «3 Women» des grossen amerikanischen Regisseurs Robert Altman nur den Preis für die beste Schauspielerin erhielt. Als Altman am Flughafen in Nizza auf Pauline Kael stiess (damals die führende Starkritikerin und Jurymitglied in Cannes), schrie er ihr vor versammelter Runde entgegen: «You fucking cunt, you did not defend my fucking movie enough!» Und die Leute applaudierten! Das waren die Tage! Und als ob die Autoreifen auf der grossen Leinwand des Festivalpalasts nicht schon laut genug heulten und nervten: Kaum in den schmalen Gassen der Altstadt, demonstriert ein Ferrari-Fahrer seine Kunst und beschleunigt sein Objekt der Begierde mit ohrenbetäubendem Getöse in no time von 0 auf 200 km/h, als gäbe es keine Kreuzungen mit Fussgängerzonen. Als ich einen Polizisten darauf anspreche, meint er nur: «Ah Monsieur, vous savez, pendant le festival il n'y a pas les mêmes règles. C'est différent, on ne



Verlängerung der Plattform für die Luxus-Labels: roter Teppich in Cannes.

peut rien faire ... Ce n'est plus la communauté qui réigne, c'est le gouvernement à Paris qui protège les milliardaires et les Arabes qui apportent de l'argent qu'ils investissent.» Während des Festivals gab es also die Order von Paris, die Wohlhabenden nicht zu büßen. Ich glaubte meinen Ohren nicht.

Am wehmütigsten wird man beim Anblick der Lobbys der stattlichen Grandhotels aus der Zeit von Erich von Stroheim, wie zum Beispiel des «Carlton», in dem wir Anfang siebziger Jahre noch die Chauffeur-Zimmer mit der blutjungen Bulle Ogier, Daniel Schmid, Ingrid Caven, Fassbinder und Thomas Ammann teilten. Obwohl wir alle extrem *cinéphile* waren, hatten wir es unter uns lustiger als vor der Leinwand! Und unser Freundeskreis wuchs schnell, nach dem Motto: «Les amis de nos amis sont nos amis»!

Die Abwärtsspirale begann erst, als das «Carlton» alle paar Jahre den Besitzer wechselte, die Preise sich verdreifachten und tatsächlich unsere heissgeliebten Chauffeur-Zimmer in goldige Casino-Räume verwandelt wurden. Von dem Moment an war der Zauber aus dem «Carlton», und kein Wizard of Oz bringt ihn je wieder rein! Es ist ein Trauerspiel. Jeder Quadratcentimeter in der schönen Halle, im ehrwürdigen Treppenhaus oder in der alten Bar ist von Juwelendealern und Zigarrenbox-Händlern besetzt. Die billigste Zigarrenschachtel ab 10 000 Euro bis *open end*. Fassbinder hätte *grumpy* nachgefragt: «... ja, gnädige

Frau, und ist das denn jetzt aus Froschfotzenleder?» *Pardon me!* Nein wirklich, es ist surreal!

Was einem am Festival von Cannes auch an den Rand eines nervösen breakdown bringen kann, sind die ewigen Schikanen. Täglich wechseln die Regeln dazu, was man darf und was man nicht darf. Taschen-Checks, Body-Checks, stundenlanges Anstehen für den Einlass bei strömendem Regen, und dies selbst wenn man mit offiziellen Festivalpässen ausgerüstet ist. Und wer meint, man wird für den Stress mit «La grande bouffe» oder kulinarischen Höhenflügen honoriert, liegt auch falsch. Ich würde mal behaupten, in jeder Zürcher *Knelle* ist der *salade niçoise* liebevoller zubereitet als an der Croisette während des Festivals, und für viel mehr als einen premier plat hat man ohnehin kaum Zeit.

Ja, und weshalb tut man sich das alles an? Weil es einfach Jahr für Jahr doch aufregend ist, die Filme jungfräulich zu sehen, bevor einem ein Teil der Filmkritik den Spass daran schon im Voraus verdorben hat.

Und nun zu den Filmen, dem Wichtigsten. Norman Mailer sagte mal: «Film ist ein Phänomen, dessen Verwandtschaft mit dem Tod zu lange ignoriert wurde.» Nicht an diesem Festival! Noch nie gab es so viel Gewalt, Folter und Tod im Grand Palais wie dieses Jahr. Schon in den ersten beiden Tagen, als in einem chinesischen Film ein Pferd hilflos und in einer kaum enden wollenden Szene zu Tode

gepeitscht wurde, hatte ich meine *overdose* an Gewaltkonsum.

Als im nächsten Wettbewerbsfilm aus Mexiko ein Gefangener erst aufgehängt, dann seiner Kleider beraubt wird, seine Genitalien mit Benzin übergossen werden und seine Behaarung wie Genitalien *up in smoke* und Feuer aufgehen, und das alles in einer einzigen fixen Einstellung (so wirkte es wenigstens!), fragte ich mich definitiv: Muss ich das sehen? Nein – und raus! Dabei habe ich seinerzeit Filme wie «Salò» von Pasolini, «L'empire des sens» von Oshima und alle Scorseses, Tarantinos und Lynchs durch alle Instanzen in den Arthouse-Kinos verteidigt. Aber es gibt Limiten. Und in zu vielen gewalttätigen Filmen in Cannes wurden die Grenzen massiv überschritten. Weshalb? Weil die Szenen nicht zwingend waren, vieles wirkte nur aufgesetzt, in «bezaubernden» Kunsttableaus, was alles nur noch schlimmer macht. Setzen wir noch eins oben drauf, damit niemand einschläft! Nach der Brutalo-Szene mit dem Pferd wäre ich bereit gewesen, eine Petition für Zensur zu starten. Kein Tier sollte für einen Film sterben müssen, und die Szene ist zu real, die Chinesen zu unberechenbar, als dass ich ihnen glauben würde, der qualvolle Aufschrei des Pferdes und sein Tod seien nur aus der Trickbude.

Was man sehen muss

Ein Drittel der Filme hatte solche extremen Gewaltszenen. Aber es bleiben zum Glück immer noch mehr als genug Filme, auf die man sich riesig freuen kann und die die Jury honorierte. Hier sind die Top Ten:

- 1 — Abdellatif Kechiche: «La vie d'Adele» – Palme d'Or. Dreistündiges intensives lesbisches Liebesdrama.
- 2 — Coen Brothers: «Inside Llewin Davis» – Grand Prix. Die Coens auf dem Höhepunkt ihrer Kunst.
- 3 — Hirokazu Kore-eda: «Like Father, Like Son» – Prix du Jury. Stilles Meisterwerk aus Japan.
- 4 — Asghar Farhadi: «Le Passé» – Beste Schauspieler: Bérénice Béjo. Die brillante Fortsetzung von «A Separation».
- 5 — Steven Soderbergh: «Behind The Candelabra». Soderbergh war nie unterhaltsamer.
- 6 — François Ozon: «Jeune et Jolie». Ozons smarte «Belle de Jour».
- 7 — Roman Polanski: «Venus in Fur». Ein solider Polanski, brillant gespielt.
- 8 — James Toback: «Seduced and Abandoned». Der ultimative Cannes-Dokumentarfilm.
- 9 — Claire Denis: «Les Salauds». Von Frankreichs mutigster Filmregisseurin.
- 10 — Frank Pavich: «Jodorowsky's Dune». Besser als Jodorowskys eigener neuer Film.

This Brunner, ehemaliger künstlerischer Leiter der Zürcher Arthouse-Kinos, gilt als einer der international bestvernetzten Film- und Kunstkenner der Schweiz. Dieses Jahr war er zum 42. Mal an den Filmfestspielen von Cannes.



Top 10

Knorr's Liste

1	The Broken Circle	★★★★☆
	Regie: Felix Van Groeningen	
2	Epic	★★★★☆
	Regie: Chris Wedge	
3	Iron Man 3	★★★★☆
	Regie: Shane Black	
4	Side Effects	★★★★☆
	Regie: Steven Soderbergh	
5	Fast and Furious 6	★★★★☆
	Regie: Justin Lin	
6	The Great Gatsby	★★★★☆
	Regie: Baz Luhrman	
7	Star Trek into Darkness	★★★★☆
	Regie: J.J. Abrams	
8	Nachtzug nach Lissabon	★★★★☆
	Regie: Bille August	
9	Paradies: Liebe	★★★★☆
	Regie: Ulrich Seidl	
10	Paradies: Glaube	★★★☆☆
	Regie: Ulrich Seidl	

Kinozuschauer

1 (-)	Fast and Furious 6 (3-D)	97 339
	Regie: Justin Lin	
2 (1)	The Great Gatsby	28 985
	Regie: Baz Luhrman	
3 (2)	Epic (3-D)	14 400
	Regie: Chris Wedge	
4 (3)	Iron Man 3	6 769
	Regie: Shane Black	
5 (4)	Star Trek into Darkness	6 570
	Regie: J.J. Abrams	
6 (6)	Der grosse Kanton	6 465
	Regie: Viktor Giacobbo	
7 (5)	Hanni und Nanni 3	6 115
	Regie: Dagmar Seume	
8 (-)	The Broken Circle	4 024
	Regie: Felix Van Groeningen	
9 (7)	Side Effects	3 416
	Regie: Steven Soderbergh	
10 (8)	Evil Dead	2 670
	Regie: Fede Alvarez	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Der Hobbit (Warner)
2 (3)	Lincoln (Fox)
3 (2)	Jack Reacher (Rainbow)
4 (4)	Gangster Squad (Warner)
5 (-)	Frankenweenie (Disney)
6 (7)	Die Hüter des Lichts (Rainbow)
7 (6)	Pitch Perfect (Universal)
8 (8)	Life of Pi – Schiffbruch mit Tiger (Fox)
9 (5)	Cloud Atlas (Ascot Elite)
10 (-)	Red Dawn (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Anderes Tempo als die Konkurrenz: Warners «Casablanca» von 1942.

Hollywood

Die träumenden Underdogs

Geschichte eines Studios: Warner Bros. präsentiert zum 90-Jahre-Jubiläum eine einzigartige DVD-Box. Von Wolfram Knorr

Einmal jagte Harry seinen jüngeren Bruder Jack mit einem Bleirohr über das Studiogelände und brüllte lauthals, dass er ihn umbringe. Ein anderes Mal ging er mit einer schweren Schreibtischskulptur auf ihn los, und immer mussten Zeugen der Ausbrüche physisch eingreifen, um den rasenden Harry am Brudermord zu hindern. Harry und Jack Warner, die sich ein Leben lang bis aufs Blut hassten, waren die Führungsfiguren der Warner Brothers. Der eine ein frommer Jude, der an das Gute im Menschen glaubte, der jüngere ein Luftikus, dem die Religion und vieles mehr schnuppe war, schufen die beiden – vielleicht gerade deshalb – eines der grössten Filmimperien. Vor genau neunzig Jahren, 1923, gründeten sie die Warner Brothers Pictures, Inc., und nur vier Jahre später gelang ihnen mit dem ersten Tonfilm, «The Jazzsinger», ein wahrer Paukenschlag.

Zum 90-Jahre-Jubiläum ist eine gigantische Jubiläumsbox mit exakt 90 Filmen erschienen, die mit 90 Highlights der wild bewegten Studio-geschichte glänzt, in denen sich die Spannungen zwischen Jack und Harry durchaus niederschlagen. Ihre Konflikte waren der kreative Treibstoff. Anders als Louis B. Mayer (MGM), Carl Laemmle (Universal), Harry Cohen (Columbia) und andere des Hollywood-Establishments, pflegten die Warners ein Underdog-Image, das sich in Mantel-und-Degen-Romantik à la «The Adventures

of Robin Hood» (1938), in Gangster-Balladen wie «The Public Enemy» (1931) oder Films noirs («The Maltese Falcon», 1941) niederschlug. Warners Helden waren Humphrey Bogart, James Cagney, Marlon Brando, James Dean et cetera, wurzellose Gestalten mit zweifelhaftem Ruf, aber grossen Träumen. Genau damit trafen sie den Nerv sozial unruhiger Zeiten. Dem Wirtschaftsboom der fünfziger Jahre entsprachen virtuose Musicals wie «Singin' in the Rain» und andere prächtige Technicolor-Werke.

Warner-Filme hatten ein anderes Tempo als die Konkurrenz. Das äusserte sich nicht nur an James Cagneys legendärer Zappeligkeit, auch im anarchischen Zeichentrick, den «Looney Tunes», die vor allem Jack förderte und die mit surrealer Überdrehtheit die familientauglichen Disneys konterkarierten. Selbst nach dem Ausscheiden der beiden einflussreichsten Warners (Harry starb 77-jährig 1958, Jack 86-jährig 1978) hielt das Studio lange am Spannungskonzept des träumenden Underdog fest: vom zeitlosen «Casablanca» (1942) über «Ben-Hur» (1959) und Stanley Kubricks «2001: A Space Odyssey» (1968) bis zu Christopher Nolans «Inception» (2010). Zu den neunzig Filmen in prächtigen Schubern, darunter viele Oscar-Gewinner, gehört ein 32-seitiges Booklet mit zahlreichen Fotos und die Dokumentation «Tales from the Warner Bros. Lot». ★★★★★

Weitere DVDs

The Story of Film — «Die Geschichte des Kinos» (so der Untertitel) klingt staubtrocken und akademisch. Doch der Eindruck täuscht. Nichts ist belehrend, alles ausgesprochen unterhaltsam und jedem zu empfehlen, der mal locker und geistreich über die Entwicklungsgeschichte des Mediums informiert werden möchte. Die Odyssee durch die Welt des Kinos ist ein äusserst kurzweiliges und informatives Vergnügen. Und das liegt wohl daran, dass der Autor dieses 15-Stunden-Trips (auf fünf DVDs verteilt) durch die Kino-Historie, der nordirische Filmkritiker und Dokumentarist Mark Cousins, wie ein Archäologe ans Werk geht und seine «Entdeckungen» wohltuend subjektiv präsentiert und sie in einen sozialen, psychologischen und stilistisch vergleichenden Zusammenhang stellt. Immer anschaulich und richtig spannend. Nie ist sein Kommentar (den er im Original selber spricht) besserwisserisch oder herablassend. Die mit Abstand beste Darstellung der Kinogeschichte, von den Anfängen über das Weltkino bis zu den jüngsten Innovationen. (Englisch/Deutsch mit Untertiteln) ★★★★★

Blut an den Lippen — Dracula kennt jeder; aber die ungarische Baronin Bathory, die «Blutgräfin»? Dabei geistert auch sie durch Literatur und Film. Julie Delpys Version «The



Welterfolg: «Blut an den Lippen», 1971.

Fragen Sie Knorr

Wer ist der meistüberschätzte Star-Regisseur der Gegenwart? Und wer ist für Sie der derzeit interessanteste Filmemacher?

R. K., *Küsnacht*



Für mich Oliver Stone. Bei ihm ist alles fiebrig überhitzt, meistens grundlos. Er liebt Maniacs und sieht alles unter dem Aspekt des Kriegs, ob im Weissen Haus («Nixon», 1995) oder am Laguna

Beach («Savages», 2012). Ein Overkill, der ins Kitschige kippt (typisch in «Wall Street: Money Never Sleeps», 2010). Es heisst, ich sei Hol-

lywood-fixiert, hielte auch Regisseure wie Martin Scorsese, Christopher Nolan, Steven Soderbergh und die Coen-Brüder für ganz grosse Talente. Aber der meiner Ansicht nach derzeit interessanteste Filmemacher ist ein Iraner: Asghar Farhadi. Ich kenne nur «Alles über Elly» und «Nader und Simin», aber die haben's in sich. Wie Beziehungsprobleme zu (Polit-)Thrillern mutieren, unaufgeregt und gnadenlos funktional, das ist im immer lärmigeren Business atemberaubend.



Wunderfaser: «Mann im weissen Anzug», 1951.

Der Mann im weissen Anzug — Typisch für die Ealing Studios waren britische Humorskurrilitäten («Ladykillers», «Adel verpflichtet») mit Alec Guinness als Galionsfigur. «The Man in the White Suit» (1951) ist im Prinzip nicht anders – aber der verschrobene Ulk entpuppt sich als verblüffend aktuell. Guinness spielt einen Chemiker (eine frühe Variante des Nerd), der an einer unzerstörbaren Textilfaser experimentiert. Die Wunderfaser würde das Business revolutionieren – aber will die Industrie ewig Haltbares? Nun wirklich nicht. (Englisch/Deutsch mit UT) ★★★★★

lywood-fixiert, hielte auch Regisseure wie Martin Scorsese, Christopher Nolan, Steven Soderbergh und die Coen-Brüder für ganz grosse Talente. Aber der meiner Ansicht nach derzeit interessanteste Filmemacher ist ein Iraner: Asghar Farhadi. Ich kenne nur «Alles über Elly» und «Nader und Simin», aber die haben's in sich. Wie Beziehungsprobleme zu (Polit-)Thrillern mutieren, unaufgeregt und gnadenlos funktional, das ist im immer lärmigeren Business atemberaubend.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Alte Sprache, neue Geschichten

Von Peter Rüedi

Ein Buch ist ein Spiegel, mit jeder Lektüre blickt einem daraus ein anderer entgegen. Wie viel mehr gilt das für das «Great American Songbook»: Jedes Mal, wenn es Keith Jarrett mit seinen Partnern Gary Peacock und Jack DeJohnette aufschlägt, begegnet er einem anderen. Die Sammlung der populären amerikanischen Songs haben die drei noch lange nicht erschöpft. Aber es gibt darunter besondere Vorlieben, und auch mit denen kommt Jarrett ein Leben lang nicht an ein Ende. Seine Sprache bleibt die gleiche, das heisst, sie verändert sich nur langsam, wie die Physiognomie eines Menschen. Aber die Geschichten, die dieses Trio erzählt, sind immer anders. Natürlich weiss Jarrett, dass er mit seiner Insistenz ein Problem hat: dass die Medien geil sind auf Sensationen, Paradigmenwechsel, Stilbrüche. Die eben verweigert er. Aber er setzt seine Konzerte sparsam: ein paar handverlesene Termine durchs Jahr, zudem im Wechsel zwischen Solo-Auftritten und welchen im Trio.

Das Konzert im Luzerner KKL vom 11. Juli 2009, das ECM jetzt veröffentlicht, ist der erste Mitschnitt seit einem in Juan-les-Pins 2002. «What's new?», mag der eine oder die andere mit dem Titel eines (von Jarrett auch schon erforschten) Standards fragen. Nichts. Oder alles. Jarrett beginnt mit einer suchenden, subtil abstrakten Solo-Einleitung (er gibt ihr einen eigenen Titel, «Deep Space»), welche von DeJohnettes Puls und dann dem vollen Bass von Peacock immer enger in Miles Davis' «Solar» hinein konkretisiert wird. Diese Metamorphose allein lohnt die CD. Bernsteins «Somewhere» (eine Anspielung auch auf Jarretts Jugendwerk «Somewhere Before» auf Atlantic, 1968) mündet in eine lange ostinate Passage namens «Everywhere», seine «ritual groove music», magisch für den Gläubigen, ermüdend für den Skeptiker; dazu ganz neue Versuche über «Stars Fell on Alabama», «I Thought About You» (!), Bernsteins «Tonight», eine geradezu ausgelassene Version der Ballade «Between the Devil and the Deep Blue Sea». *Great music.* Eine Art Jubiläum ist die CD auch. Seit dreissig Jahren gibt es jetzt dieses Trio. (Wie übrigens auch diese Kolumne.)



Keith Jarrett (Gary Peacock, Jack DeJohnette): Somewhere. ECM 2200 276 6370)

Schön und begabt

Superfrau Ginny Litscher; eine Wohnung für 5,3 Millionen Franken; «Ring des Nibelungen» in Paris. Von Hildegard Schwaninger



Schweizer Qualitätsprodukt: Designerin Litscher.

Es gibt viele Superfrauen (nur die Männer merken es oft nicht). Eine von ihnen ist **Ginny Litscher**. Eine Beauty – und auch noch begabt. Seit die 28-jährige Designerin in einem Luxusmagazin porträtiert worden ist, kennt man sie. Ihre Foulards werden in der Schweiz verkauft und – das ist neu – auch in London («Joseph» und «Liberty»), wo sie einen Zweitwohnsitz hat. Die Tochter der Künstlerin **Brigitte Buck Litscher** und des stets braungebrannten Immobilienberaters **Heinz Litscher** hat ein vierjähriges Studium an der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Luzern absolviert, machte Praktika bei **Alexander McQueen**, **Vivienne Westwood** und **Diane von Fürstenberg**. Inspiration findet sie im Zoologischen Museum, sie liebt Tiermotive. Ein Schweizer Qualitätsprodukt, und man hofft, dass sie bald neben den Schals auch Stoffe für Kleider entwirft.

Wenn einem der Ruf eines Immobilienhais und Spekulanten vorausseilt, kann man nicht genug tun, um sein Image zu verbessern. **Urs Ledermann**, Besitzer Dutzender Immobilien in der Stadt Zürich, kümmert sich um die Ausbildung der Armen. Er hat eine Schule in Tansania gegründet, «The School of St. Jude». Zur Geldbeschaffung organisiert er mit seiner Familie (federführend sind die Töchter **Lisa** und **Laura**) ein Charity-Dinner, das zu einem erlebnisreichen Abend für alle werden

soll. Am 8. Juni im Mobimo-Tower, dem jüngsten Prestigeobjekt im Ledermann-Portefeuille. Eintritt: 300 Franken. 238 Gäste haben sich angesagt, Freunde helfen mit, unter ihnen CS-Verwaltungsratspräsident **Urs Rohner** mit Partnerin **Nadja Schildknecht**, diverse Anwälte, Immobilienleute und die omnipräsente **Doris Fiala** (Schnittlauch auf allen Suppen). Versteigert wird auch etwas zugunsten der armen Kinder in Afrika: unter anderem vier Tage auf



Wohltäter: Unternehmer Ledermann.

der Segeljacht von Fotokunst-Sammler **Kaspar Fleischmann** oder eine Woche Ferien in Urs Ledermanns Haus in Florida.

Ex-Miss **Silvia Affolter** wird durch den Abend führen, **G-Sax**, der einer der besten Saxofonspieler der Welt sein soll, macht Musik,

und **Eve Gallagher**, von der die Organisatoren sagen, sie sei mindestens so aufregend wie **Tina Turner**, singt.

Und, weil man doch nicht ganz uneigennützig ist, wird den Gästen im 23. Stock des Mobimo-Towers die 300-Quadratmeter-Wohnung gezeigt, das Prunkstück der Immobilie. Ledermann möchte sie für 5,3 Millionen Franken verkaufen.

Das hat Chic! Wer für den «Ring des Nibelungen» in der Pariser Opéra Bastille Karten hat, wird auch kulinarisch verwöhnt. Exklusive Vorteile für die Wagnerianer: Vor dem «Rheingold» wird eine Flûte Champagner gereicht (der erste Teil des «Rings» hat keine Pause), in «Walküre», «Siegfried» und «Götterdämmerung» wird ein kaltes Buffet offeriert. Abgesehen davon können sie auch noch gratis das Schloss Versailles besichtigen. Ein Package-Deal mit französischer Allüre für eine Produktion, die der Zürcher **Philippe Jordan**, Musikdirektor der Pariser Oper, dirigiert.

Der auf Leisure & Luxury spezialisierte Publizist **Jeroen van Rooijen** trennt sich nach zehn Jahren von der NZZ und macht sich als Stilberater selbständig. Grund: Der *Gentlemen's Report*, den der Stilberater mit verantwortete, wird mangels Ertragsperspektiven eingestellt. Am



Selbständig: Publizist van Rooijen.

Samstag hätte die neunte Ausgabe erscheinen sollen – erstaunlich, dass der Verlag es nicht für nötig befand, die Leser darüber zu informieren.

Rechtsanwalt **Richard A. (für Freunde: Ricipi) Müller** ist Präsident der Stiftung **Hanny Fries** und **Beno Blumenstein**. Dafür zuständig, dass die Künstlerin und ihre Familie nicht in Vergessenheit geraten. In dem Atelier in Zürich, wo **Hanny Fries**, die 91 Jahre alt wurde, gearbeitet hat und wo schon ihr Grossvater **Sigismund Righini** und Vater **Willy Fries** malten, sollen in Zukunft Ausstellungen stattfinden. Der Grafiker **Beno Blumenstein** war Fries' Lebenspartner, Nachkommen hat die Familie keine.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Wie man nicht ist

Die Kantinenleiterin Corinne Flury, 45, und der Ingenieur Willy Flury, 65, haben Ende März geheiratet. Sie wissen, wie eine Fernbeziehung funktioniert.



«Barfuss am Strand»: Ehepaar Flury.

Willy: Wir liefen uns vor fünfzehn Jahren zum ersten Mal über den Weg, verloren uns wieder aus den Augen, und wie durch ein Wunder fanden wir uns kurz vor dem Basler Morgenstreich erneut. Ich fand Corinne noch immer sehr attraktiv und interessant. Wir waren allerdings in festen Händen. Gegen die Gefühle konnten wir uns nicht wehren, obwohl es natürlich ein Wermutstropfen ist, wenn man einem anderen Menschen gleichzeitig Schmerz bereiten muss.

Corinne: Die sich schnell einstellende Vertrautheit zwischen uns war das Schönste für mich. Und Liebe geht manchmal eben doch durch den Magen: Nach der Basler Fasnacht stand Willy in meiner Küche und kochte für mich. Es war so, als ob er schon immer bei mir gewohnt hätte, er bediente sich zielstrebig bei den Gewürzen und Kräutern. Ich muss mich verstanden und geliebt fühlen, mit meinem Partner lachen können, und ich möchte auch ein wenig umsorgt werden: Dies und noch viel mehr fand ich bei Willy.

Willy: Gewöhnungsbedürftig war die Distanz, die uns trennte: 800 Kilometer, aber sie konnten nicht verhindern, dass aus Zuneigung Liebe wurde. Da ich in Hamburg selbständig tätig bin und ein mittleres Unternehmen

führe, leben wir auch nach der Hochzeit eine Beziehung mit zwei Wohnsitzen: in Basel und in Hamburg. So fern und doch so nah. Ein Patentrezept, damit die Fernbeziehung funktioniert, gibt es nicht, jedoch einige Tricks: Einer unserer Grundpfeiler ist, dass wir täglich mehrmals miteinander sprechen. Der zweite Grundpfeiler ist Vertrauen, Respekt, Liebe und individuelle Unabhängigkeit. Wir versuchen, die Alltagsrealität nicht einfach an uns vorbeiziehen zu lassen. Wir besprechen und lösen anstehende Probleme sofort. So sind wir unbelastet, wenn wir uns wiedersehen, und können uns mit unseren Weltanschauungen, unseren Meinungen und unseren Familienclans befassen.

Corinne: Liebe heisst, den anderen so zu sehen, wie er nicht ist. Ob es Liebe ist, erkennt man daran, dass man sich durch den anderen erst vollkommen fühlt, würde ich sagen. Aber auch: wenn man trotz räumlicher Distanz und allen Unkenrufen zum Trotz zusammenhält und sich nicht beirren lässt.

Willy: Ganz romantisch ausgedrückt: Ohne meine Partnerin ist das Leben nur halb so schön, sie fehlt mir, wenn sie nicht in meiner Nähe ist. Man muss einander vertrauen, sich aber auch gerne riechen und gerne anblicken. Man muss sich auf die Ehefrau und den gemeinsamen Weg freuen. Weil alle diese Voraussetzungen erfüllt waren, machte ich Corinne einen Antrag. Ihr Grossvater, zu dem auch ich eine innige Beziehung pflege, war leider sehr krank. Ich habe mich zu ihm an den Tisch gesetzt und gefragt, ob ich seine Corinne heiraten darf. Tief hat er mir in meine Augen und in die Seele geblickt und ebenfalls mit Ja geantwortet. An diesen Moment werde ich mich immer erinnern. Vor allem auch, weil der geliebte Grossvater fünf Tage später verstarb: allerdings im Wissen, dass wir auf einem guten Weg sind und Corinne sehr glücklich ist.

Corinne: Den Segen Gottes werden wir Mitte Juli entgegennehmen, barfuss am Strand: Davon habe ich bereits als kleines Mädchen geträumt.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Neosozialismus

Von Andreas Thiel — Cédric Wermuth hat viel studiert.



Andreas: Sag mal, Cédric, warum versucht ihr von den Jusos immer so beharrlich mit eurem vorgestrigen Sozialkram Arbeitsplätze zu zerstören? Habt ihr beschlossen, die Wirtschaft zu zerschlagen, um eine Armee von Arbeitslosen zu schaffen, weil Arbeitslose statistisch gesehen eher links wählen?

Cédric: Sprichst du von unserer 1:12-Initiative?

Andreas: Ja, ihr seid ja noch populistischer als die SVP.

Cédric: Wir wollen nur, dass die Löhne gegen oben beschnitten werden.

Andreas: Ihr wollt, dass die Leute weniger verdienen?

Cédric: Nur diejenigen, die zu viel verdienen.

Andreas: Also die Parlamentarier?

Cédric: Nein, die Manager.

Andreas: Ihr beneidet die Manager?

Cédric: Neid möchte ich das nicht nennen.

Andreas: Ich schon. Ich möchte das Neid nennen.

Cédric: Dann nennst du es halt Neid. Ich nenne es ...

Andreas: Aus purem Neid wollt ihr die Wirtschafts- und Vertragsfreiheit beschneiden, was dann dazu führen wird, dass Arbeitsplätze im Niedriglohnsegment ins Ausland verlagert werden, womit bei uns die Arbeitslosenzahlen steigen.

Cédric: Äh, ich möchte das nicht Neid ...

Andreas: Ihr redet immer nur davon, dass man Arbeitsplätze schaffen müsse. Aber ihr schafft keinen einzigen Arbeitsplatz, sondern sitzt der arbeitenden Bevölkerung nur auf der Tasche rum und vernichtet mit eurer Politik deren Arbeitsplätze.

Cédric: Äh, wieso?

Andreas: Sag mal, Cédric, hast du eigentlich studiert?

Cédric: Ja.

Andreas: Was hast du denn studiert?

Cédric: Politikwissenschaft.

Andreas: Das ist alles?

Cédric: Nein, natürlich nicht, ich habe auch noch Sozial- und Wirtschaftsgeschichte studiert und Philosophie.

Andreas: Du hast also nur studiert?

Cédric: Ja, äh, wieso?

Andreas: Du hast also nie was gelernt?

Der gebändigte Viognier

Von Peter Rüedi



Manchmal ist weniger mehr. Als gebürtigem Thurgauer fiel mir das zuerst beim Riesling×Sylvaner auf, dem Müller-Thurgau, zu einem Zeitpunkt, als mir jugendlichem Spund Finessen beim Wein sonst noch herzlich egal waren. Das merkte ich allerdings bald: dass die Sorte in sonnigen Lagen (nur schon am Bielesee) leicht eine zu penetrante Aromatik (böses gesagt: in der Nähe eines Rasierwassers) entwickeln konnte. Ich lernte: Die Riesling×Sylvaner, die ich mochte, wachsen in nichtprivilegierten Lagen; nicht gerade an schattigen, aber gewiss nicht an südexponierten Hängen. Sie zu spät zu ernten, kann so fatal sein wie eine zu frühe Lese.

Nun ist die Viognier, um 1970 aus den französischen Rebkatastern fast verschwunden, dann wie ein Phönix auferstanden, zumal in den vollendeten Versionen des Condrieu von der oberen Rhône, als eher südliches Gewächs gewiss nicht mit der für die Verhältnisse am Limes erfundenen robusten Neuzüchtung des Hermann Müller zu vergleichen. Ausser in dem einen Punkt. Ihre Aromatik, eine Ballung von reifer Aprikose, Pfirsich und einer jeden Allergiker schreckenden Blütenwolke, kann, zumal verbunden mit der Neigung zu relativ geringer Säure, *too much* sein. Im Verschnitt für raffinierte Glanzlichter gut (die Viognier kam so in Mode, dass ich sie kürzlich sogar in der weissen Cuvée eines sizilianischen Grossproduzenten angetroffen habe, als Partner von Fiano und Chenin blanc), verlangt sie sortenrein grösste Umsicht und Zurückhaltung. Zumal wenn sie von den nördlich gemässigten Zonen der oberen Rhone in die heisseren der südlichen oder ins Languedoc gezügelt wurde. Dann aber kann das Resultat toll sein. Ein wunderbares Beispiel ist der Viognier des Châteauneuf-Spezialisten Alain Jaume in Orange, der Blanc de Viognier Côtes-du-Rhône der Domaine Grand Veneur. Klugerweise im Stahltank ausgebaut, hat er allemal noch eine ziemlich überwältigende florale Nase, ist aber schön schlank und lang, der Alkohol mit guter Säure balanciert. Der kalkhaltige Boden ist deutlich spürbar. Bon, kein Condrieu. Aber viel Wein zu einem moderaten Preis.

Domaine Grand Veneur (Alain Jaume): Blanc de Viognier 2011 Côtes-du-Rhône. Vinoversum, Neftenbach. Fr. 17.50. www.vinoversum.ch

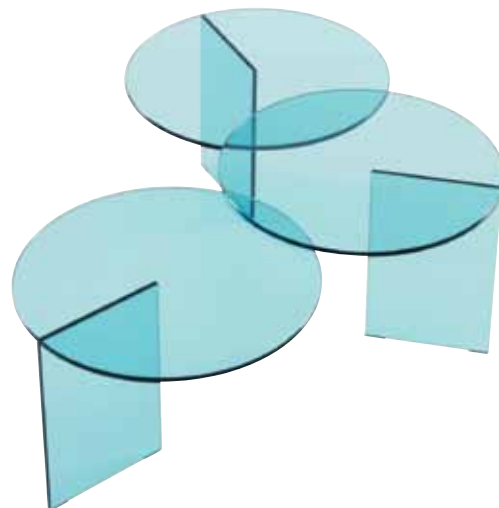
Kopfüber in die Blautöne

Von Jürg Zbinden

1 — Der Name des Couchtisches «Aoyama» bedeutet «der blaue Berg», wie der Stadtteil von Tokio, wo Zen-Kultur und extreme Modernität aufeinandertreffen. So wie bei diesem Tisch mit reduzierter, schwebender Silhouette (112 × 81 cm, Höhe 37 cm, Hartglas geklebt). Sein Designer Noé Duchaufour-Lawrance arbeitet in Paris als freischaffender Inneneinrichter. Für Ligne Roset entwirft er nach dem Sofa «Hybride» 2013 den Sessel «Torii». Der Preis von «Aoyama» beträgt Fr. 1129.–. Ligne Roset, Dreikönigstr. 21 in Zürich, oder unter www.ligne-rosset.ch (Verkaufsstellen).

2 — «Upside Down»: So heisst nicht nur ein Hit der Motown-Legende Diana Ross, sondern auch das Paar mundgeblasener Vasen nach einem Entwurf des französischen Designers Christian Ghion. Das grosse Modell (Fr. 597.–) ist transparent, hat einen Durchmesser von 33 Zentimetern und ist 29 Zentimeter hoch, die etwas kleinere blaue Vase (Fr. 633.–) misst 30 × 24 Zentimeter. Ebenfalls von Ligne Roset, Dreikönigstr. 21 in Zürich.

3 — Bang & Olufsen lanciert mit «BeoLab 14» ein Surround-Sound-Lautsprechersystem, dem es gelingt, herausragenden Klang bei zugleich raumsparenden Abmessungen zu erzeugen und innovative Ästhetik in die Wohnzimmer zu bringen. Das flexibel platzierbare System aus Satellitenlautsprechern und Subwoofer ist eine konzentrierte und gleichzeitig leicht und elegant anmutende Design-Lösung. «BeoLab 14» lässt sich problemlos auch an TV-Geräte anderer Hersteller anschliessen. Die Satellitenlautsprecher sind klein, ihre akustische Leistung ist jedoch umso grösser. Die Kreise der Lautsprecher sind aus eloxiertem Aluminium gefertigt, die austauschbaren Textilabdeckungen sind in diversen Farben erhältlich, so dass sie mit jedem Interieur harmonieren. Das Herz des Systems bildet der Subwoofer. Die nach unten gerichtete 8" Steuereinheit liefert mit 280 Watt eine imposante Leistung – bereits in niedrigsten Frequenzen ab 26 Hz. Der kraftvolle, satte Sound macht aus jeder Actionszene ein eindrucksvolles Klangerlebnis. Der Subwoofer umfasst Anschlüsse für bis zu fünf Satellitenlautsprecher. «BeoLab 14 / 4 + 1» ist ab Fr. 3695.– erhältlich in den Geschäften von Bang & Olufsen.



1



2



3





Auto

Kaninchen und Motoren

Wolfsburg in Niedersachsen ist eine Reise wert – die Heimat von Volkswagen ist ein schöner Vergnügungspark. *Von David Schnapp*

Es gibt Dinge, die man als Autotester gemacht haben sollte. Zum Beispiel auf einer schönen, freien Autobahn die 300er-Marke knacken oder, gesellschaftlich weniger zweifelhaft, einen Besuch in der Autostadt des Volkswagenkonzerns in Wolfsburg. Die «Autostadt» ist der zweitgrösste Vergnügungspark Deutschlands, 2,3 Millionen Gäste kamen im letzten Jahr. Die Zahlen sind auch sonst eindrücklich: Die im Jahr 2000 eröffnete 28 Hektar grosse Park- und Lagunenlandschaft wurde für 435 Millionen Euro gebaut, hat 363 Tage im Jahr geöffnet, beherbergt 8 architektonisch interessante Markenpavillons sowie 13 Restaurants (darunter das herausragende 3-Sterne-Lokal «Aqua», s. Spalte rechts).

Bei einem Mittagessen im ebenfalls empfehlenswerten Bio-Restaurant «Chardonnay» (14 Gault-Millau-Punkte) treffe ich Dr. Lino Santacruz Moctezuma, einen weltgewandten, eloquenten Pressesprecher, der mir die Idee der Autostadt erklärt. Es sei eben gerade nicht darum gegangen, etwas für Leute mit Benzin im Blut zu bauen, im Gegenteil. Die Autostadt wolle nicht zuletzt Frauen und Kinder ansprechen, deshalb stehen Themen wie «Nachhaltigkeit» oder «die Zukunft der Mobilität» im Mittelpunkt einer technisch und didaktisch sehr schön gemachten Ausstellung, die ziemlich elegant mit dem Widerspruch umgeht, dass der grösste Automobilhersteller der Welt «grüne Themen» ins Zentrum seiner «Service-

und Kommunikationsplattform» stellt, wie die Autostadt im Presstext genannt wird. Zum Thema passt auch, dass Küchenchef Daniel Kluge, bevor er morgens zur Arbeit kommt, zuerst mal vor seiner Haustür wilde Kräuter pflückt, die es dann als Salat mit Randen-Chip und Bio-Rüebli zum Mittagessen gibt.

Auf dem Männerspielplatz

Nach so viel Umweltbewusstsein geht es zum motorisierten Teil des Tages: Ich rumple mit dem VW-Offroader Touareg über einen grossartigen Abenteuerspielplatz für Männer. Unter Anleitung einer forschenden Dame mittleren Alters ist hier zu erfahren, was dieses Geländefahrzeug wirklich könnte – und das ist ziemlich eindrücklich. Es geht durch Wasser, Steilhänge, über Treppen, Kippbrücken und Baumstämme. Und wenn man mal kurz zum Autofenster hinausschaut, sieht man wilde Kaninchen über die akkurat gestaltete Landschaft hoppeln und ist sofort wieder mit sich und der Natur im Reinen. Dieses Gefühl lässt sich bewahren bei einer Probefahrt mit einem E-Golf oder einem Spaziergang durch die schöne Parkanlage.

Die Autostadt: Stadtbrücke, 38440 Wolfsburg (D). Anreise per Auto, ICE (eigene Haltestelle) oder per Flugzeug (nach Hannover). Täglich geöffnet ausser Heiligabend und Silvester. www.autostadt.de

Nächste Woche: der neue Golf

Zu Tisch

Der lässige Sternekokch

Von David Schnapp



Sven Elverfeld gehört zu den besten Köchen der Bundesrepublik und ist einer der interessantesten Avantgardisten, bei denen ich schon essen durfte. Die Kochkunst des 44-Jährigen ist bisweilen eine Art «Spiegel der Seele», von Kindheitserinnerungen und anderen biografischen Momenten. Elverfeld hat zum Beispiel in Kreta gearbeitet. Zur gebeizten Markrele serviert er also einen kretischen (griechischen) Salat, der die typischen Aromen dieses beliebten Gerichts transportiert, frisch, knackig und salzig schmeckt.

Produkte aus der erweiterten Region spielen eine grosse Rolle bei Elverfelds lässig arrangierten Tellern, die den immensen Aufwand, der hinter den meisten von ihnen steckt, mit coolem Understatement verbergen. Der Räucheraal kommt aus Mecklenburg an der Ostsee, aber mit einem pochierten Wachteilei und Périgord-Trüffel wird daraus ein luxuriöses, weltläufiges Gericht. Der Saibling kommt aus Tainach in Kärnten und schmeckt mit Pellkartoffeln, Chicorée und einer Haselnuss-Vinaigrette würzig und leicht bitter. Oder die bretonische Seezunge, eine Art Ikone der Luxusgastronomie, die der Koch erdet, indem er sie nach «moderner Finkenwerder Art» zubereitet, also mit Speck, Zwiebeln und kleinen Nordseegarnelen serviert.

Das ausführliche Menü in zehn Gängen, dem schon neun kleine Apéro-Häppchen vorausgehen und eine Batterie von Friandises und Pralinés folgt, ist ein Erlebnis. Spannung entsteht durch die gekonnte Technik, die interessanten Kombinationen und den Unterschied zwischen dem regionalen Bezug und weltumspannenden Zitaten.

Und die Spannung hält sich bis zur letzten kleinen Süßigkeit, denn mit Eric Rätzy arbeitet ein hochtalentierter junger Pâtissier im «Aqua», der wohl schon heute zu den Besten seines Fachs gehört. Wie er etwa Schokolade mit Kräutern kombiniert, zeigt schon die grosse Kunst des Desserts und schliesst einen perfekten Abend auf höchstem Niveau ab.

Restaurant Aqua: Parkstrasse 1, 38440 Wolfsburg (D). Sonntags und montags geschlossen; 3 Michelin-Sterne, 19 GM-Punkte; www.restaurant-aqua.com. **Ausführliche Besprechung des Menüs** auf www.dasfilet.ch



«Sie sind verloren, das sehe ich schon»: Literaturkritikerin Heidenreich.

MvH trifft

Elke Heidenreich

Von Mark van Huisseling — Ein Treffen von zwei Leuten mit, sagen wir, starken Meinungen – nicht harmonisch, dafür lustig.

Sie haben gesagt: «Männer lesen nicht» ...» – «Nein, das ist natürlich pointiert, aber im Kern stimmt es, Männer lesen weniger als Frauen.» – «Bücher, oder generell?» – «Na ja, sie lesen vielleicht Sportzeitschriften oder Sachbücher, Geschichtsbücher ... Aber Männer sind weniger an Fiktion interessiert. Wir Frauen sind ganz anders mit Literatur sozialisiert worden, haben immer gelesen, als kleine Mädchen schon; kleine Jungs lesen auch nicht, in der Regel, Safranski hat bestimmt gelesen, he, he.» (Keine Rückmeldung von Rüdiger Safranski, der mit ihr in der SRF-Sendung «Literaturclub» auftritt und am Tisch daneben frühstückt, im Restaurant «Kindli» in Zürich – am Vortag wurde die Mai-Sendung aufgezeichnet –, weil er Zeitung liest, denke ich. Oder weil nicht er befragt wird, möglicherweise). Dieses Mal, nebenbei, ist kein Platz für eine Einführung in meinen Text, weil die Gesprächspartnerin viel zu sagen hat.

«Trotzdem haben Sie in der gleichen Sendung gesagt, Herr Zweifel sei immer der Schlauste.» – «Das war doch Spass. Ich meinte, er ist der Moderator, er muss alles besser wissen, das ist der Job, als Moderator. Ich bin froh, dass ich das nicht mehr muss, das würde ich gar nicht mehr mögen. [Schon klar, darum kommt sie damit, nach 2 Minuten 40 Sekunden; sie führte fünf Jahre durch die Sendung Lesen! im ZDF, bis sie 2008 entlassen wurde.]» – «Mein Antrieb, Sie zu befragen, war, dass ich gern schöne Sätze wiedergebe. Und solche bekommt man eher von Literaten als von Leuten aus Wirtschaft, Sport oder dem Unterhaltungsgeschäft ...» – «Und die richtige Sprache, es wird sehr viel falsch gesprochen. Ich bin immer entsetzt, in den Nachrichten, wie viel Fehler da drin sind – «Wir gedenken seinem» oder: «Wir haben ihm gedacht», das geht nicht.» – «Sie mögen Gedichte ...» – «Er weiss Tausende Gedichte, ich Hunderte ...» (Wieder keine Rückmeldung

von dem Mann, der nicht befragt wird.) «... ich verstehe Gedichte oft nicht.» – «Wieso das denn?» – «Bei mir kommt nichts an, am wenigsten bei Haikus.» – «Die sind toll, völlig komprimiert, in so 'n paar Silben eine Stimmung wiederzugeben, wie ein Bild in einem Pinselstrich gemalt, dazu braucht man Fantasie.» – «Und wenn ich ein Gedicht verstehe, scheint mir die Botschaft banal.» – «Sie sind verloren für die Lyrik, das sehe ich schon.» – «Sagen Sie ein Gedicht, bitte.» – «Eines von Reiner Kunze: «Du weisst zur stunde ihn an fernem ort / Mit dem verstand begreifst du seine ferne / Es liegen zwischen dir und ihm / Ein himmel sonne und ein himmel sterne / Und doch trittst du ans fenster immerfort.» Worum geht's? Um Sehnsucht.» (Ich hätte auch antworten können, weil ich es schon kannte, aus einem Interview mit ihr in der *Süddeutschen Zeitung*.) «Wie liest man Gedichte – eine Zeile, nachdenken, schlucken, nächste Zeile ...» – «Nein, ganz einfach, mit dem Kopf, offen, das Ganze in sich aufnehmen, dann noch mal lesen; anfangen mit «Hundert Freuden» von Wislawa Szymborska, der kleinen Polin, die den Nobelpreis gekriegt hat. Sie schreibt solche Sachen: «Meine Schwester braucht nie Poesie, aber sie kocht wunderbare Suppen.»»

«Sie leben in Köln, was gefällt Ihnen an der Stadt?» – «Im Moment nichts, aber 1987, als ich hingezogen bin, gefiel mir alles. Das ändert sich, Köln ist so heruntergekommen ... Wir hatten eine wunderbare Oper, die Theaterdirektorin geht gerade, mir ist mein bester Freund gestorben, in meiner Stammkneipe darf ich nicht mehr rauchen, das ist das Letzte.» – «Immerhin wohnt einer der lustigsten Männer, die ich kenne, dort: Herbert Feuerstein.» – «Der ist nicht lustig, der ist tief deprimiert.» – «Darum ist er lustig, in der Öffentlichkeit jedenfalls.» – «Das ist ein Klischee. Ich finde ihn böse, bitter, enttäuscht. Er sagt witzige Sachen, weil er intelligent ist, aber ich fand ihn immer kläglich. Harald Schmidt ist genau so.» – «Wen finden Sie lustig?» – «Loriot. Und unter den jetzigen Comedians und Kabarettisten ... keinen. Doch, Anke Engelke.» – «Schade, ich wollte weiterfahren mit: «Frauen sind nicht lustig.»» – «Das ist wieder ein Klischee, tiefstes Mittelalter, das ist die *Weltwoche*, die verdirbt.» – «Finden Sie nicht, dass Frauen weniger lustig sind?» – «Nein, ich war eine der lustigsten überhaupt als Else Stratmann [schnoddrige Metzgersgattin aus Wanne-Eickel, Wikipedia].» – «Ich finde Sie als Elke Heidenreich lustig und eine tolle Interviewpartnerin.» – «Äh, und äh ... Frauen sind natürlich lustig. Und Männer lesen auch. Aber in der Regel ... Männer trauen sich in der Öffentlichkeit mehr, sich lächerlich zu machen.»

Ihr liebstes Restaurant: «Ich hab keins, nirgends. Wenn ich in Zürich bin, das «Kindli». Der fragt mich nach dem Lieblingsrestaurant, nicht nach dem Lieblingsbuch? Ist auch komisch.»
«Kindli», Pfalzgasse 1, Zürich, Telefon 043 888 76 76.

CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



DOPPELTE SICHERHEIT
EXTREM
WIDERSTANDSFÄHIG

WWW.CERTINA.COM



1959
DS KONZEPT



1961
SCHILDKRÖTE, SYMBOL FÜR
WIDERSTANDSFÄHIGKEIT
AUF GEHÄUSEBODEN

DS EAGLE
GMT - ZWEITE ZEITZONE (24 H)
12-STUNDEN-CHRONOGRAPH

CERTINA 125TH
ANNIVERSARY